

TagesWoche

Freitag
04.11.2016

Nr. 45

Fr. 5.–

Integrationskampagne

Flüchtlinge erzählen,
wie sie Basel erleben.

Seite
6



«WIR SIND KEINE ALIENS»

ANZEIGE

Für die besten Aussichten.

Eine Weiterbildung bei uns.

avanti-kv.ch



Avanti
KV Weiterbildungen

Wohnzimmer-Gespräch

Wer wird Regierungsrat?

HEIDI MÜCK, BASCHI DÜRR,
LORENZ NÄGELIN UND
HANS-PETER WESSELS

im persönlichen Gespräch mit Christian Degen,
Chefredaktor der TagesWoche.

LIVE TALKSHOW DIREKT
AUS DEM WOHNZIMMER
DER TAGESWOCHES.

MONTAG, 7. NOVEMBER,
17-18 UHR,
AUF TAGESWOCHES.CH
ODER FACEBOOK

oder jederzeit zum Nachschauen.

INHALT

3

Kulturpreis BS

FOTO: A. PREOBJAJENSKI



Kulturpreisträger Ulrich Blumenbach erzählt, wie es ist, sechs Jahre lang an einer Übersetzung zu arbeiten, und verrät seine Lieblingsworte.

Seite
26

Digital vernetzt

FOTO: A. PREOBJAJENSKI



Auf Facebook geben sich 3400 «Basler Mamis» Ratschläge – oder aufs Dach.

Seite
32

Musikförderung

FOTO: GREGOR BRÄNDLI



Kaum prämiert, lösen sie sich auf. Was bringt der Basler Pop-Preis?

Seite
34

Roland Achini	S. 4
Bestattungen	S. 20
Kulturflash	S. 37
Kultwerk	S. 39
Zeitmaschine	S. 40
Wochenendlich	S. 41
Kreuzworträtsel	S. 42
Impressum	S. 42

30 Jahre Schweizerhalle

Die Katastrophe als einfacher Brandfall – wie chemiefreundliche Basler Medien und Politiker die Schreckensnacht in Schweizerhalle 1986 verharmlosten.

Seite
14



Christian Degen
Chefredaktor

Die falsche Diskussion über Flüchtlinge

In Basel leben 1250 anerkannte Flüchtlinge. Ihren Lebensunterhalt können die wenigsten selbstständig bestreiten. Dabei würden die meisten noch so gern ihr eigenes Geld verdienen. Aber sie kriegen keine Jobs, weil ihre Ausbildung in der Schweiz nicht anerkannt ist oder weil ihre Bewerbung aufgrund von Bild und Name stets als Erste aussortiert wird. «Man muss sich als Flüchtling immer beweisen», sagt Ahmed Jizawi aus Syrien im Interview. Er sei ein normaler Mensch und nicht in die Schweiz gekommen, um zu stehlen. Doch genau da beginnt sein Problem: Man glaubt ihm nicht.

Flüchtlinge, insbesondere solche aus muslimischen Ländern, werden – beileibe nicht nur von Rechtsradikalen – als Gefahr für die Schweizer Bevölkerung und Kultur wahrgenommen. Die Öffentlichkeit diskutiert vor allem über muslimische Jugendliche, die einer Frau den Handschlag verweigern, oder wie man die Migranten kontrollieren und loswerden soll.

Damit werden Probleme benannt und wird Angst gemacht, Lösungen bringt es aber keine. Es erinnert mich an die Diskussionen in der Drogenpolitik vor rund 25 Jahren. Auch damals wurden Lügen verbreitet, Ängste geschürt und Menschen stigmatisiert. Erst als man Drogen sucht als Krankheit akzeptierte und Behörden, Schulen, Eltern und Kinder über Drogen, ihre Wirkung und ihr Suchtpotenzial diskutierten, konnte ein Lösungsansatz für die schlimmsten Probleme gefunden werden.

Für die Flüchtlingsdebatte heisst das: Erst wenn wir akzeptieren, dass diese Menschen hier sind und wohl auch hier bleiben, nur wenn wir ihnen eine echte Chance auf eine selbstständige Existenz hier geben, können wir ernsthaft und offen über kulturelle Unterschiede und Probleme diskutieren und so das gegenseitige Misstrauen abbauen.

tageswoche.ch/+co6n8

Weiterlesen, S. 8



«Es gab Ahmed, bevor er Flüchtling wurde»,
tageswoche.ch/
+v24os

Roland Achini

von Naomi Gregoris

Vor gut einem Jahr las Roland Achini in der TagesWoche ein Porträt über Mariann Widmer. Jetzt zeigt er seinen Film über deren Kreativwerkstatt.

Ziemlich genau ein Jahr und zwei Monate ists her, da sass Roland Achini zu Hause in Therwil, trank Kaffee mit viel Milch und las die TagesWoche. Auf der zweiten Seite lachte ihm eine fröhliche blonde Frau vor einer mit Farbe bekleckerten Wand entgegen. Er stellte die Tasse ab, griff nach einem Stift, setzte ein Kreuzchen neben den Titel und notierte: «Aufbewahren. Filmedee?»

Klar, fand auch seine Frau, als auch sie die Zeitung las und die Notiz entdeckte. Ein Porträt über den bunten Mikrokosmos in der Offenburgerstrasse, in der Widmer mit Kindern und Menschen mit Handicap kleine Kunstwerke baut – das passte zu ihrem Mann, der in seinen Filmen stets spannende Menschen aus der Umgebung begleitet und dokumentiert.

Stiller Beobachter

Wenig später traf in Mariann Widmers Kreativwerkstatt ein Brief von Roland Achini ein: «Liebe Frau Widmer». Er wäre interessiert an einem filmischen Porträt über die Kreativwerkstatt. Sie solle sich melden, falls Interesse bestünde.

Mariann Widmer meldete sich prompt. Sie lud Achini nach Hause ein und fragte ihre Werkstattbesucher, wer mit im Boot sei. Fünf stimmten zu, einer sogar schriftlich, wie Achini erzählt, als wir ein gutes Jahr später in seinem Lieblingscafé in der Weissen Gasse bei einem – genau – Kaffee mit viel Milch sitzen. Der kleine Luc habe ihm vor den Dreharbeiten einen Brief geschickt. «Warten Sie!» – er kramt in der mitgebrachten Mappe – «Hier.»

«Lieber Roland», steht da in krakeligen Buchstaben auf dem Blatt, «ich freue mich auf den Film! Liebe Grüsse von Luc» – der Filmemacher lacht. Natürlich habe er den Brief aufbewahrt. Achini hat auch den Film dabei, auf einer externen Harddisk, für uns zum Ausleihen. Und ein Retourcouvert. «Dann können Sie mir den Film nach dem Anschauen gleich zurückschicken.» Der Filmemacher lächelt freundlich. Er ist gut organisiert.

Entsprechend problemlos ging auch der Dreh über die Bühne: Nach wenigen Wochen konnte es losgehen. Dazu führte Widmer ihren Unterricht wie gehabt weiter. Die Kinder bestempelten Stoffe, bespritzten Leinwände, bastelten Schiffe



Als wäre er gar nicht da: Filmemacher Roland Achini lässt das Geschehen für sich sprechen.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

und Lampen, klebten Miesmuscheln auf Leinwände oder rührten Farbpigmente an. Normale Wochen in der Kreativwerkstatt, nur halt mit einem unauffälligen Herrn und seiner Kamera mit dabei.

Achinis Arbeitsphilosophie ist «Direct Cinema», eine Doku-Form, bei der der Filmemacher kaum ins Geschehen eingreift. Achini beobachtet, lässt die Werkstattbesucher arbeiten und für sich selbst sprechen und stellt kaum Fragen.

Nur einmal fragt er den kleinen Marius, in welcher Klasse er in dem Schiff reisen würde, an dem er gerade baut: «1. Klasse?» «Ja!», ruft Marius und widmet sich dann selbstversunken wieder seiner Arbeit. Auch die anderen Porträtierten – Giulia, Luc, Maria Luisa, Stefan, Antonio und Laysla – lassen sich bei ihrer Arbeit mit

Widmer nicht von der Kamera ablenken. So entsteht mit «Labor für schöpferische Gestaltung», wie Achini seinen Film taufte, ein feinfühliges Porträt über den einzigartigen Kleinbasler Ort, wo eine resolute Frau geduldig Kindern und Menschen mit Handicap ihre Zeit und das prall gefüllte Bastelregal zur Verfügung stellt.

Vom Labor hinter die Linse

Die Kamera lässt Achini seit Ende der Sechzigerjahre nicht mehr los. Damals für seinen Postdoc in Chemie in Stanford, drehte er neben dem Studium kurze Filme über das Leben dort, die Demos und Anti-Vietnam-Proteste. «Nichts Grosses, aber es interessierte mich halt», meint er heute bescheiden. Zurück in der Schweiz folgten Filme über Surprise-Verkäufer, den Neu-

aufbau des Sarajevski Balletts oder über Maurice Maggi, den Zürcher Guerilla-Gärtner. Stets Filme über Personen, die ihn interessierten – wie jetzt auch Mariann Widmer, ab dem Tag, an dem er das Porträt über sie gelesen hatte.

Seinen jüngsten Film zeigt Achini wie immer im Stadtkino, wo es «so schwarz ist», dass man sich direkt im Film fühle. Diesmal solls sogar zwei Vorstellungen geben. «Es haben so viele Leute Interesse bekundet, da muss genug Platz für alle sein», sagt er, trinkt seinen Milchkaffee aus und schliesst seine Mappe. Bis Samstag! tageswoche.ch/+lotuy ×

«Labor für schöpferische Gestaltung (Mariann Widmers Kreativwerkstatt)», Stadtkino, Samstag, 5. November, 11 Uhr.

The background of the entire page is a photograph of a city river scene. In the foreground, a concrete bridge railing is visible. The river flows through the middle ground, with a bridge crossing it. On the left bank, there are several buildings, including a prominent white one with many windows. In the background, a tall, modern skyscraper stands out against a hazy sky. The overall tone is somewhat muted and documentary.

Integration

Anerkannte Flüchtlinge dürfen hier bleiben, doch oft kommen sie nie richtig an. Die Kampagne «Chance 2016» will die Integration von Leuten wie Mer aus dem Südsudan fördern.

«MENSCHEN WIE DU UND ICH»

**Musikerin und Friedensaktivistin:
Mer aus dem Südsudan.**

FOTO: ALEXANDER PALACIOS



Mein Name ist Mer. Ich bin seit Februar 2016 in der Schweiz. Natürlich ist es hier in vielerlei Hinsicht anders als in meinem Herkunftsland. Detaillierte Vorschriften sind wichtig, die gilt es zu respektieren. Ich erlebe das Leben in der Schweiz aber nicht als kompliziert. Und ich habe auch keinen Kulturschock, da ich früher bereits nach Europa gereist bin, um Verwandte zu besuchen, und im Rahmen eines Austauschprogramms. Ein Vorteil ist auch, dass ich von Anfang an mit den Leuten kommunizieren kann, weil die meisten hier Englisch verstehen.

Gleichzeitig kann ich eine Realität hier nicht ignorieren: Es bestehen viele Vorurteile gegenüber Flüchtlingen. Nein, nicht alle Menschen aus Afrika sind arm und wissen nicht, wie man eine Waschmaschine bedient. Und nein, wir handeln auch nicht alle mit Drogen oder stehlen fremde Sachen. Wir sind keine Aliens, sondern Menschen wie du und ich.

Musik ist sehr wichtig für mich. Es gibt viele Themen, die ich künstlerisch ausdrücken möchte. Seit sechs Jahren schreibe

ich meine eigenen Lieder. So kann ich den stimmlosen Menschen eine Stimme geben. So werden ihre Geschichten gehört. Mit Musik kann ich über alle sprachlichen, kulturellen und sonstigen Grenzen hinweg zu Menschen sprechen. Es ist eine starke Kommunikationsform.

«Mit meinen Liedern kann ich stimmlosen Menschen eine Stimme geben.»

Ich weiss noch nicht, wie es hier nun beruflich weitergeht. Ich habe Anthropologie und Afrikastudien in Südafrika studiert. Anschliessend habe ich mehrere Jahre im Südsudan bei NGOs, im Journalismus und mit zivilgesellschaftlichen Initiativen in der Friedensförderung und Konfliktlösung gearbeitet. Darum möchte ich mich auch hier für Frieden engagieren. Aktivismus bedeutet für mich, Bewusstsein bei den Menschen zu wecken,

Geschichten zu erzählen, gemeinsam Ideen zu entwickeln und Lösungen von Konflikten zu suchen.

Der grösste Stress war für mich, den Asylbehörden meine Geschichte zu erzählen. Das war belastend und sehr intensiv. Meiner Meinung nach wären Veränderungen in den Asylzentren erforderlich. Es bräuchte mehr Aufmerksamkeit und psychologische Unterstützung für Kriegstraumatisierte oder Personen, die einen dramatischen Weg hierher hatten. Vor allem für Kinder.

Eines Tages werde ich in mein Herkunftsland zurückkehren. Ich möchte dort einen Beitrag zum Wandel leisten. Die Veränderung, die der Südsudan braucht, ist nicht möglich, solange die Menschen weiterhin Gewalt und Krieg ausgesetzt sind. Ich habe Träume für mein Heimatland und möchte etwas bewegen, sobald ich dort als freier Mensch leben kann. ×

Die TagesWoche ist Medienpartnerin der Kampagne «Chance 2016». Mehr zu Mer finden Sie auf der Website der Kampagne: www.chance-basel.ch

Integration

«Ich fühle mich willkommen, aber mit Distanz.» Ahmed Jizawi lebt als Flüchtling in Basel. Eine Zeitlang fürchtete er die Polizei hier mehr als jene in seiner Heimatstadt Homs.

«Es gab Ahmed, bevor er Flüchtling wurde»

von Yen Duong

Ahmed Jizawi lebt seit bald fünf Jahren in der Schweiz. «Die ersten sechs Monate waren wirklich hart», sagt der 33-jährige Syrer. Auch heute hadert er immer wieder mit seinem Leben in der Schweiz.

Ahmed Jizawi, wie sind Sie in die Schweiz gekommen?

Es ist Zufall. Ich bin Medizingenieur und habe in Syrien bei einer internationalen Firma gearbeitet. Ich habe für meine Firma eine Weiterbildung hier besucht und verliess die Schweiz dann aufgrund der Situation in Syrien nicht mehr. Wir sind aus Homs – dem Zentrum der damaligen Revolution. Aus dieser Stadt zu stam-

men war ein grosses Problem für mich und meine Familie – so wurden Angehörige von mir willkürlich verhaftet. Während ich in der Schweiz war, suchte mich die syrische Polizei, um mich festzunehmen. Meine Familie rief mich deshalb an und meinte, ich solle lieber nicht mehr heimkehren.

Wie finden Sie sich zurecht in der Schweiz?

Mein Ziel ist es, zurückzugehen. Es ist grossartig und nett hier. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass die Schweiz mein Land ist. Ich vermisse das Heimatgefühl. Man muss sich als Flüchtling immer beweisen – beweisen, dass man nicht der «Feind» oder der «Terrorist» ist. Ich wünsche mir von der Schweiz mehr Offenheit.

Fühlen Sie sich denn nicht willkommen hier?

Ich fühle mich willkommen, aber mit Distanz. Wahrscheinlich habe ich die falschen Menschen kennengelernt am Anfang. Ich kenne einige Leute, die schon seit 20 Jahren hier leben und sich immer noch als Ausländer fühlen. Das ist traurig. Es gab eine Zeit, in der ich mich als Asylbewerber schuldig fühlte, hier zu sein. Es gab auch eine Zeit, in der ich mehr Angst vor der Polizei in der Schweiz hatte als vor der Polizei in meinem Land – und das, ohne dass ich irgendetwas Falsches gemacht hätte.

Wieso denn das?

Weil man ihre Einstellung errahnen kann, wenn sie einen Asylbewerber ver-

haften. Weil man sieht, wie sie reagieren, wenn man einen Laptop hat. Anständige Kleidung zu haben oder ein iPhone zu besitzen, ist schon problematisch. Viele sehen einen Asylbewerber als ihren Feind. Deshalb sage ich immer: Ich bin ein normaler Mensch, ich bin nicht in die Schweiz gekommen, um aggressiv zu sein oder das Geld von jemandem zu stehlen. Ich hatte einfach ein Problem in meinem Land und will sicher sein. Es ist ein Menschenrecht, dass ich hier sein darf. Und deshalb bin ich auch hier.

«Sozialhilfe entspricht mir nicht, ich werde nicht gerne derart kontrolliert.»

Wie war Ihr Leben in der Schweiz am Anfang?

Die ersten sechs Monate waren wirklich hart. Ich kannte niemanden hier und beherrschte auch die Sprache nicht. Zuerst erhielt ich die N-Bewilligung für zwei Jahre – ich konnte gar nichts tun. Ich lebte in einer Asylunterkunft im Oberbaselbiet, das war eine schlimme Zeit. Ich hatte oft Depressionen und spielte immer wieder mit dem Gedanken, zurückzugehen. Meine Überlegungen waren: Wenn ich ohnehin Probleme habe, dann ist es besser, diese in meinem Land zu haben statt in einem Land, in dem ich mich nicht zu Hause fühle.

Doch Sie sind noch da.

Ich lernte einen Freund kennen und er veränderte mein Denken. Ich arbeitete als

Praktikant für verschiedene Organisationen und fing an, kleine Solidaritätskundgebungen in Basel zu organisieren. Dann bekam ich die B-Bewilligung.

Das war wahrscheinlich ein grosser Moment für Sie.

Ich dachte, das Leiden habe nun ein Ende – jetzt beginne das Paradies. Aber es war nicht so.

Was ist geschehen?

Ich versuchte, verschiedene Jobs zu finden, allerdings ohne Erfolg. Es war auch hart für mich, eine Wohnung zu erhalten – nur mit der Hilfe eines Schweizer Freundes, der sich für mich bewarb, fand ich eine im Laufental. Dann war ich für acht Monate in der Sozialhilfe. Ich hielt es nicht länger aus. Sozialhilfe entspricht mir nicht, ich werde nicht gerne derart kontrolliert. Ich habe mich nicht dazu entschieden, Syrien zu verlassen, um hier gesagt zu bekommen, was ich zu tun habe. Nachdem ich die Sozialhilfe verlassen hatte, zog ich ohne irgendeinen Plan und Geld nach Basel.

Und dann wurde es besser?

Ich hatte das Glück, in der Wohnung einer Freundin leben zu können. Dank persönlicher Kontakte und Empfehlungen fand ich auch kleine Jobs, etwa bei einem Kurierdienst und als Zeitungsverteiler. Ich bin froh, dass ich nun in Basel lebe – diese Stadt ist toll. Ich habe hier schon so viel erlebt, so viele Höhen und Tiefen, das verbindet.

Wie sieht Ihr Leben heute aus?

Ich studiere Kunst und Design im Institut Hyperwerk und habe immer noch ein paar kleine Jobs. Ich arbeite bei der Personenschiffahrt, bei der Bäckerei «Kult» und als freiwilliger Koordinator für die

arabische Show von «Radio X». Und ich habe mit Freunden einen Verein zur kulturellen Verständigung zwischen Menschen aus der Schweiz und solchen aus dem arabischen Raum gegründet, das «Arab-SwissHouse». Wir unterrichten dort jeden Samstag Arabisch für Kinder. Viele Sachen mache ich freiwillig oder arbeite auf Abruf im Stundenlohn.

Also haben Sie Schwierigkeiten, über die Runden zu kommen?

Ja. Ich brauche im Minimum 1500 Franken pro Monat, manchmal, wenn es wirklich gut läuft, verdiene ich 2000 oder 2500 Franken. Aber im Winter habe ich keinen Job. Es ist nicht einfach für mich hier, eine Festanstellung zu finden. Wenn ich mich für Jobs bewerbe, erhalte ich oft die Antwort, dass ich überqualifiziert sei. Wenn ich mich für Sachen in meinem erlernten Beruf bewerbe, sagen sie mir, ich hätte im Lebenslauf eine Lücke von mehreren Jahren.

Wo sehen Sie Ihre Zukunft?

Ich würde gerne in meine Heimat zurück, wenn es die Situation in Syrien irgendwann zulässt. Vielleicht werde ich noch ein Jahr hier bleiben, vielleicht auch zehn. Vielleicht werde ich die Schweiz auch nie verlassen.

«Ich möchte über neue Filme sprechen und mit Freunden dumme Sprüche machen – ein Leben führen, wie ich es früher in Syrien hatte.»

Wenn Sie hier bleiben: Welchen Job würden Sie am liebsten ausüben?

(lacht) Um ehrlich zu sein, auch wenn ich immer dafür ausgelacht werde: Ich will normal sein. Ich möchte einen Job als Museumswächter. Dort sitzen und den ganzen Tag nichts tun, dann nach Hause gehen, ein Buch lesen, einen Film schauen und schliesslich ins Bett gehen. Das würde ich lieben! Ich möchte nicht im Scheinwerferlicht stehen, nur weil ich Asyl bekommen habe hier. Ich möchte nicht Menschen kennenlernen, die dann sofort mit mir über die Probleme in Syrien oder Europa reden.

Sondern?

Ich möchte über Liebe, doofe Filme, Veranstaltungen sprechen. Ich möchte normale Konversationen – ein Leben, wie ich es früher mit meinen Freunden in Syrien hatte: Wir waren im Ausgang, rauchten Shisha zusammen, sprachen über neue Filme, machten dumme Sprüche. Ich finde dies nicht mehr hier oder sonst wo. Dabei gab es doch auch einen Ahmed, bevor er Flüchtling wurde.

tageswoche.ch/+v240s

×

Ahmed Jizawi wünscht sich von Schweizern mehr Offenheit. FOTO: ALEXANDER PALACIOS





Aron Gebreleul hat eine Stelle gefunden. Er kennt aber viele Landsleute, die vergeblich Arbeit suchen.

FOTO: ALEXANDER PALACIOS

Integration

Aron Gebreleul steht vor dem Lehrabschluss als Elektroinstallateur. Eine Erfolgsgeschichte der Eingliederung. Deutsch war der Schlüssel

von Jeremias Schulthess

Aron Gebreleul hat das geschafft, wovon viele träumen: Er kam mit dem Boot übers Mittelmeer, stellte erfolgreich einen Asylantrag in der Schweiz und fand eine Lehrstelle als Elektroinstallateur.

Der 32-jährige Eritreer ist eine Ausnahme. Laut dem Staatssekretariat für Migration findet nur jeder vierte anerkannte Flüchtling in der Schweiz einen Job – die meisten davon wohl im Niedriglohn-Sektor. Eine Lehre oder eine Weiterbildung können die wenigsten machen.

Gebreleul sagt, er habe sich richtig reingehängt, um eine Stelle zu finden. Er schrieb über 40 Bewerbungen, auch für Stellen, die nicht seinem Job-Profil entsprachen. Denn Gebreleul hat in Eritrea Geomatiker gelernt. Seine Ausbildung wird in der Schweiz so wenig anerkannt wie sein eritreischer Schulabschluss.

Also musste er nach seinem positiven Asylentscheid 2009 erst einmal einen

Schulabschluss nachholen. Er besuchte das Programm «Link zum Beruf» an der Gewerbeschule Basel. Damit erhielt er den Abschluss einer Sekundarschule I und konnte sich für eine Lehrstelle bewerben. 2013 kam dann die Nachricht, über die er sich ungemein freute: Die Firma Etavis stellte ihn als Lehrling ein. Im Sommer 2017 wird er seine Lehre als Elektroinstallateur beenden.

Gebreleul hat sich daran gewöhnt, dass er an der Grenze jedes Mal kontrolliert wird.

Gebreleul erzählt seine Integrations-Erfolgsgeschichte langsam, in behäbigem Deutsch. Manchmal pausiert er, sucht nach einem Wort, spricht leise weiter. Warum hat bei ihm geklappt, worauf andere jahrelang warten? Die Sprache sei für ihn

der Schlüssel gewesen, sagt Gebreleul. Ohne Deutschkenntnisse hielt er Abstand zu Einheimischen. «Ich habe mich manchmal wie ein Krimineller gefühlt», sagt er rückblickend. Denn so habe er die Blicke und Gedanken der Leute interpretiert. Als er Deutsch lernte, eröffnete sich ihm eine neue Welt, in der er sich sicher fühlte.

Was ihm dabei half, Deutsch zu lernen, seien die Kontakte in der christlichen Gemeinde gewesen: «Dort habe ich viele Leute kennengelernt, die hier leben.» Die einheimischen Freunde würden ihm auch helfen, sich hier zu Hause zu fühlen.

Der Eritreer erlebte in der Schweiz auch Diskriminierungen. Er beschwichtigt aber: «Das existiert überall auf der Welt.» Dass er an der Grenze jedes Mal von den Zollbeamten kontrolliert werde, nerve ihn, er habe sich aber daran gewöhnt.

Was Gebreleul mehr stört, dass meistens den Flüchtlingen die Schuld daran gegeben wird, wenn sie keine Arbeit finden. Dabei sei das ein strukturelles Problem. «Ich kenne viele Eritreer, die über Jahre hinweg Arbeit suchen, aber nichts finden.» Es stimme nicht, dass Flüchtlinge faul seien und nur von der Sozialhilfe leben wollen. Der Staat müsse mehr tun, um diese Leute in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Denn ohne Hilfe sei es sehr schwierig, etwas zu finden.

Seine Zukunft sieht er ganz klar in der Schweiz. Manchmal mache er mit Freunden einen Ausflug nach Frankreich oder Deutschland, sagt Gebreleul – das sei wie Ferien. «Ich bin sehr glücklich, in der Schweiz leben zu dürfen.»

tageswoche.ch/+idzv4

x

Integration

Die Kampagne «Chance 2016»

von Dominique Spirgi

Ahmed aus Syrien, Aron aus Eritrea und Mer aus dem Südsudan. Sie leben als anerkannte Flüchtlinge in der Schweiz. Und sie sind Menschen, die sich in Basel sozial und wirtschaftlich integrieren wollen. Die Kampagne «Chance 2016» macht nun ihr Dasein als Flüchtlinge sichtbar.

Da ist etwa Mer. Auf einem Plakat sitzt sie mit einer Gitarre in der Hand auf der Mauer der Münsterpfalz und lächelt den Passanten entgegen. Sie lebt in Basel, macht Musik und möchte arbeiten. So wie dies Ahmed und Aron bereits tun, wie sie auf diesen Seiten erzählen.

«Es sind Menschen, die Schutzbedarf haben und folglich hier bleiben», sagte die Basler Asylkoordinatorin Renata Gäumann an einer Medienkonferenz zur Kampagne, die am 31. Oktober gestartet wurde. Die Kampagne kümmert sich also nicht um die (problematischen) Begriffe Flüchtlingsströme oder Flüchtlingsproblem, sondern um den Alltag der anwesenden Flüchtlinge als Teil der Gesellschaft.

Menschen, die hier bleiben

«Es geht also nicht um das viel diskutierte Thema der Unterbringung von ankommenden Flüchtlingen», sagte Andreas Räss, Leiter der Fachstelle Diversität und Integration im Präsidentialdepartement. Im Vordergrund stehe vielmehr die eigentliche Arbeit, die Menschen sozial und wirtschaftlich zu integrieren.

In Basel leben gegenwärtig 1250 anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene. Rund 1000 beanspruchen Sozialhilfe, 280 haben eine Arbeit, was im Vergleich zu anderen Kantonen eine hohe

Erwerbsquote darstellt. Was aber noch nicht genügt. Das will die Kampagne ändern. Sie richtet sich unter anderem an Arbeitgeber, die sich vom Kanton coachen lassen können und auch an Privatpersonen, die sich auf sonstige Art engagieren möchten. «Wir möchten die Bevölkerung sensibilisieren, diese Menschen wohlwollend aufzunehmen», sagte Regierungspräsident Guy Morin.

Hinter «Chance 2016» stehen das Staatssekretariat für Migration, das Präsidentialdepartement und das Wirtschafts- und Sozialdepartement, die baselstädtische Gemeinde und die Basler Bürgergemeinde. Die Kampagne ist auch eine Vernetzungsplattform für Initiativen und Institutionen, die sich im Bereich der Flüchtlings-Integration betätigen. Mit 130 000 Franken trägt der Bund den Hauptteil der Kosten. Basel-Stadt zahlt 25 000 Franken.

tageswoche.ch/+gestf

x

Integration

Die Diskussion um Flüchtlinge in der Sozialhilfe sollten wir nicht der SVP überlassen. Denn das Problem ist lösbar.

Investieren wir in Flüchtlinge!

von Jeremias Schulthess

Esläuft etwas schief im Schweizer Flüchtlingswesen. Nein, es geht nicht um «Asylchaos» und steigende Gesuchszahlen. Es geht um Integration: Nur jeder vierte anerkannte Flüchtling findet eine Arbeit. Die übrigen leben oft über Jahre von der Sozialhilfe. Ein Zustand, den nur die SVP anprangert – jedoch unter der falschen Prämisse, Flüchtlinge seien faul. Arbeitslosigkeit ist meist nicht die Schuld des Einzelnen, sondern ein strukturelles Problem.

Flüchtlinge wie Aron Gebreleul oder Ahmed Jizawi, die wir befragten, wollen arbeiten. Doch sie finden nur selten eine Stelle – weil ihre Ausbildung nicht anerkannt ist, ihre Sprachkenntnisse nicht aus-

reichen oder sie die falsche Hautfarbe, den falschen Namen haben.

Die Probleme von Gebreleul und Jizawi sind lösbar. Der Staat müsste dazu mehr Geld in die Hand nehmen und gezielt in Flüchtlinge investieren. Über Integrationsmassnahmen wird seit Jahren gesprochen. Es gibt in verschiedenen Branchen Pilotprojekte, doch die Effekte blieben marginal. Das Projekt Flüchtlinge in der Landwirtschaft brachte 15 Flüchtlinge pro Jahr auf Schweizer Äcker. 15 – bei 6377 positiven Asylentscheiden im Jahr 2015.

Dabei ist klar, was hilft: Sprachkurse und Ausbildungsplätze. Bei den Deutschkursen tut der Kanton Basel-Stadt bereits einiges. Bei der Ausbildung hingegen wenig. Hier könnte er etwa denjenigen eine Lehrstelle finanzieren, die es sich nicht

leisten können, eine Ausbildung zu machen – eine Idee des Soziologen Ganga Jay Aratnam. Basel-Stadt könnte auch die Lehrstellen des Kantons gezielt an Leute vergeben, die es schwer haben, auf dem Arbeitsmarkt eine Stelle zu finden.

Ein solches Engagement könnte auch Menschen einschliessen, die bereits hier leben und auf dem Arbeitsmarkt ausrangiert wurden – die Generation Ü50. Sie sind in einer ähnlichen Situation wie anerkannte Flüchtlinge: überfordert und alleingelassen auf dem Arbeitsmarkt. Ein staatliches Weiterbildungsprogramm würde auch ihnen helfen. Denn ein solches sollte sich nicht auf Flüchtlinge beschränken, sonst entsteht Neid und später Hass.

**Was sind 2000 Franken
im Monat für Lehrstellen,
wenn dafür später keine
Sozialhilfe nötig ist?**

Es geht um eine Investition, die langfristig Kosten spart. Etwa eine Milliarde zahlt der Bund jährlich für Sozialhilfe, die Asylsuchende, vorläufig Aufgenommene und anerkannte Flüchtlinge beziehen. Was sind da 2000 Franken im Monat für eine Lehrstelle, wenn nach dem Lehrabschluss Sozialhilfe-kosten wegfallen und Steuersubstrat generiert wird?

Über neue Anreize könnten wir den Kreislauf brechen, den Rechtspopulisten bewirtschaften: Flüchtlinge werden diskriminiert, weil sie keine Arbeit finden – und finden keine Arbeit, weil sie diskriminiert werden. Investieren wir also in Flüchtlinge und entziehen den Populisten damit die Argumente, mit denen sie ein neues «Asylchaos» herbeireden können.

tageswoche.ch/+elomc

x



Besitzstand wahren – die SVP kommt beim gehobenen Mittelstand in der Agglomeration gut an.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Wahlen 2016

Gehörte Riehen nicht zur Stadt, hätte die Basler SVP bei den Wahlen eine Schlappe eingefangen. Die Agglo-Gemeinde stellt beinahe die Hälfte der Grossratsfraktion.

Riehen ist die Basler SVP-Hochburg

von Dominique Spirgi

Da schwingt einiges an Stolz mit in der Stimme des Riehener SVP-Präsidenten, wenn sich Eduard Rutschmann an die Entwicklung seiner SVP erinnert: «Als ich vor zwölf Jahren das SVP-Präsidium übernahm, hatte die Riehener SVP bei den Grossratswahlen noch einen Wähleranteil von 10 Prozent, jetzt liegen wir bei über 20 Prozent», sagt er.

Auf 20,6 Prozent kam die Partei in der Agglomerationsgemeinde. Damit konnte sie ihren Anteil bei den Grossratswahlen 2016 um 0,6 Prozent steigern und wurde von der grossen Wahlgewinnerin LDP (20,96 Prozent) nur knapp geschlagen. Ausserdem hat sie damit die SP, die 2004 mit einem Anteil von 21,1 Prozent noch die stärkste politische Kraft in Riehen war, klar hinter sich gelassen. Die Sozialdemokraten mussten sich 2016 mit einem Wähleranteil von knapp 18 Prozent begnügen.

Kräftige SVP-Sonne

Anders präsentiert sich das Resultat der SVP in den städtischen Wahlkreisen. In Grossbasel Ost konnte sie um 0,2 Prozentpunkte zwar noch leicht zulegen. Das dortige Ergebnis liegt mit 14,6 Prozent leicht über dem gesamt kantonalen Wähleranteil von 14,3 Prozent (2008: 15 Prozent). In Grossbasel West verlor die SVP einen Prozentpunkt, sie liegt dort jetzt bei 13,1 Prozent. Im Kleinbasel gab es sogar ein Minus um 2 Prozent (12,4 Prozent).

Ohne das Riehener Resultat hätte die Basler SVP bei den Grossratswahlen also eine ziemlich empfindliche Schlappe eingefangen.

Riehen ist zweifellos die Hochburg der Basler SVP. Auch auf Gemeindeebene: Mit neun Sitzen stellt sie im Einwohnerrat die stärkste Fraktion. Und auch bei den Kandidaten reichen die Strahlen der SVP-Sonne weit über die Gemeindegrenzen hinaus in die Stadt hinein: Der Wahlkreis Riehen stellt zwar lediglich zwei SVP-Grossräte. In der 15-köpfigen Grossratsfraktion sitzen aber nicht weniger als sieben Parlamentarier aus Riehen:

- Fünf Riehener SVPlern liessen sich auf städtischen Listen ins Parlament wählen: Pascal Messerli in Grossbasel Ost, Toni Casagrande, Felix Wehrli und Christian Meidinger im Kleinbasel und Daniela Stumpf in Grossbasel West.
- Drei der «Basler» Kandidaten (Meidinger, Messerli und Wehrli) sind überdies Einwohnerräte der Agglomerationsgemeinde.

«Wir können in Riehen bürgernäher auftreten, haben also auch engeren Kontakt mit den Wählerinnen und Wählern», erklärt Rutschmann den Erfolg seiner Partei. In der Stadt sei als Schwierigkeit dazugekommen, dass die SVP mit weniger Bisherigen auftreten konnte und somit neue Kandidaten habe bekannt machen müssen.

Das musste aber auch das Grüne Bündnis, das trotz dieses Mankos vor allem in den städtischen Wahlkreisen als Wahlsiegerin dasteht. Und auch die LDP konnte mit vielen neuen Namen einen Grosse Erfolg verbuchen. Rutschmann anerkennt denn auch, dass das Grüne Bündnis und vor allem die LDP in der Stadt einen sehr guten Wahlkampf geführt haben.

Schwingt in diesem Bekenntnis eine leise Kritik am städtischen Parteipräsidenten Sebastian Frehner mit? Rutschmann verneint. «Aber wir haben es im Kleinbasel beispielsweise nicht geschafft, die Stimmen der Rechtsausenpartei von Eric Weber abzuholen.»

In Riehen bestätigt sich eine Tendenz, die in der gesamten Schweiz zu beobachten ist.

Wie erklären sich Vertreter anderer Riehener Parteien den Erfolg der SVP in ihrer Gemeinde? «Die SVP ist eine Partei, die sofort aufspringt und auf vereinfachende Art Themen aufgreift, die der Bevölkerung unter den Nägeln brennen», sagt Gerhard Kaufmann. 28 Jahre lang war er Gemeindepresident in Riehen – zu einer Zeit, als seine Partei, die EVP, noch die grosse Hausmacht in der Gemeinde war. «Die SVP hat sich ein pseudogrünes Mäntelchen umgelegt und spricht die Unzufriedenen an, die Nein-Sager, die es offensichtlich auch im privilegierten Riehen gibt.» Kaufmann weist aber darauf hin, dass die SVP zwar in der Legislative stark ist, in der Exekutive aber wie im Kanton nicht reüssieren kann. Im Gemeinderat ist die Partei nicht vertreten. Hier kann die kleine EVP mit zwei Vertretern nach wie vor hoch auftrumpfen – «und das ohne Unterbruch seit 50 Jahren», wie er sagt.

SVP erobert die Agglomeration

«Der Erfolg der SVP und der Rechtsrutsch haben mit der Bevölkerungsstruktur in Riehen zu tun», sagt die einzig verbliebene EVP-Grossrätin Annemarie Pfeifer. Die SVP komme beim gehobenen Mittelstand gut an, der sich um die Wahrung des Besitzstandes Sorge und sich mit versprochenen Steuergeschenken ködern lasse. «Das ist eine Entwicklung, die sich nicht auf Riehen beschränkt, sondern sich auch in anderen wohlhabenden Agglomerationsgemeinden offenbart.»

Pfeifers Aussage lässt sich mit einem Blick auf die Baselbieter Agglomeration bestätigen. So hat das einst linksliberale Unterbaselbiet bei den letzten Landratswahlen im Jahr 2015 massgeblich zum Rechtsrutsch im Landkanton beigetragen:

- In Reinach überholte die SVP die SP ziemlich deutlich. Lag die SP bei den Wahlen 2003 mit einem Anteil von 25 Prozent noch klar vor der SVP

(20,4 Prozent), zeigte sich 2015 ein ganz anderes Bild: Nun liegt die SP mit 23 Prozent deutlich hinter der SVP, die mit 27 Prozent stark zulegen konnte.

– In Oberwil fand zwischen 2011 und 2015 ein massiver Rechtsrutsch statt. 2011 hatte Links-Grün in der Agglomerationsgemeinde noch einen stattlichen Wähleranteil von 41 Prozent, sah sich 2015 aber mit einem massiven Absturz auf 29 Prozent konfrontiert. Die Rechte mit SVP, FDP und CVP konnte ihren Anteil von 49 auf 63 Prozent markant steigern. Klar stärkste Partei ist die FDP, aber auch der SVP gelang es, die SP zu überholen.

In Riehen bestätigt sich eine Tendenz, die in der gesamten Schweiz zu beobachten ist: Der Graben zwischen fortschrittlichen und konservativen Politlandschaften verläuft nicht mehr zwischen urbanen und ländlichen Gebieten, sondern zwischen Kernstadt und Agglomeration.

«Vorstädte sind SVP-Land», schrieb Daniel Kübler, Professor für Demokratieforschung und Public Governance an der Universität Zürich, 2011 in einem Aufsatz in der NZZ. Zu diesem Schluss kam er im Rahmen eines Forschungsprojekts des Zentrums für Demokratie in Aarau, das der Frage nachging, wie sich die Agglomerations-Entwicklung auf das Wahlverhalten der Schweizer Bevölkerung auswirkt.

Auch bei Abstimmungen

Peter Moser, stellvertretender Leiter des Statistischen Amtes des Kantons Zürich, bestätigt dieses Phänomen. 2014 stellte er in der NZZ fest, dass zum Beispiel die Akzeptanz der Personenfreizügigkeit in den Agglomerationen «weitaus am stärksten geschrumpft» sei. «Der «Dichtestress» ist (wenn überhaupt hierzulande) Realität für die Pendler aus der Agglomeration.»

Das zeigt sich auch bei Abstimmungsergebnissen. Bei der Masseneinwanderungs-Initiative im Jahr 2014 gab es zwar auch in Riehen eine Nein-Mehrheit. Sie war mit 55,8 Prozent aber klar tiefer als diejenige in der Stadt, wo über 61 Prozent der SVP-Initiative eine Abfuhr erteilten. Beim Minarettverbot 2009 war in Riehen gar eine Ja-Mehrheit von 55 Prozent zu verzeichnen. Nur dank der Resultate in den Wahlkreisen der Stadt lehnte der Kanton als Ganzes die Initiative schliesslich ab.

tageswoche.ch/+uldla

×

ANZEIGE

Fr 04.11. 20:00
«Salvatore Sciarrino und Gérard Grisey» –
Ensemble Diagonal

Mo 07.11. 20:00
«Rudolf Kelterborn zum 85. Geburtstag» –
Robert Koller & Jürg Henneberger

Do 10.11. 20:00
«Dialoge» – 20 Jahre Percussion Art Ensemble Bern

T 061 683 13 13

www.garedu nord.ch

GARE DU NORD

Auf die eine Katastrophe folgte die nächste. Wie die Sandoz informierte, war desaströs. Aber auch gewisse Basler Medien spielten bei Schweizerhalle eine unrühmliche Rolle.

«Das Ereignis» in der chemienahen Presse

von Dominique Spirgi

Jede und jeder, der die folgenschwere Brandnacht in Schweizerhalle vor 30 Jahren miterlebt hat, weiss noch, wie, wo und wann ihm der Schreck in die Knochen gefahren ist. Entweder bereits in der Nacht selber, wenn man in der Stadt trotz Ausfall der Alarmsirenen aufwachte und mitbekam, wie die Polizei über Lautsprecherwagen dazu aufforderte, Fenster und Türen zu schliessen. Oder aber am Morgen danach, als einen der widerliche Gestank in der Luft ins Gesicht schlug.

Schweizerhalle war ein Schrecken mit einem nicht so raschen Ende. Das wusste

man ein paar Tage danach, als sich die «ökologische Katastrophe» abzeichnete, «die das Leben im ganzen Rhein stromabwärts für viele Jahre schwer schädigte» (Zitat: Bundesamt für Gesundheit).

Auch gewisse Basler Medien bekundeten damals Mühe, die möglichen Folgen richtig einzuschätzen – oder zumindest kritische Fragezeichen zu setzen. Somit war Schweizerhalle auch eine Lehrstunde für die Medien.

Sternstunde für die Lokalradios

Online-Medien gab es vor 30 Jahren natürlich noch nicht. So wurde die Nacht auf den 1. November 1986, zumindest was die Verbreitung aktueller Informationen angeht, zur Sternstunde der Lokalradios. Diese hatten den Spagat zwischen Sprachrohr der Behörden und unabhängigem Informationsmedium zu vollziehen. Ganz ohne Pannen ging das nicht.

Ein Blick zurück:

Kurz nach 1 Uhr in der Früh vermeldet der «Nachtvogel»-Moderator von «Radio Basilisk»: «In dr Sandoz Schwizerhalle, hänn mir mitteilt kriegt, gitts schynts e Schwelbrand.» Was ihn allerdings nicht sonderlich zu beunruhigen schien. Im Vordergrund lag noch der dritte Geburtstag des Lokalradios und: «No e paar Takt Musik, denn lege mir los mit de Spiili.»

Dazu kam es aber nicht. Bald darauf meldete die Reporterin Cathy Flaviano live vor Ort: «Es gseht dramatisch us.» Kurz darauf folgte die Umschreibung: «Wie nach eme Bombeabwurf.» Der Moderator stellte das Programm um: «Sorry für alli die, wo gärschpiilt hätte.»

Diese und viele weitere Originale aus der geschichtsträchtigen Nacht und den

darauf folgenden Tagen hat der Basler Autor Lukas Holliger für sein Hörstück «Falscher Alarm» zusammengetragen, das von Radio SRF produziert und vom Christoph Merian Verlag als Hörbuch veröffentlicht wurde.

Nicht nachhören, sondern nachlesen kann man, was die «Basler Zeitung» damals schrieb. Als Printprodukt versuchte die BaZ seinerzeit, mit einem Extrablatt, das am Samstag, 1. November, in der Stadt verteilt wurde, aktuell zu bleiben. Und das möglichst, ohne chemiekritisch werden zu müssen. Ein bedenkliches Unterfangen.

«Trotz allem noch einmal glimpflich davongekommen», hiess es im Extrablatt. Und: «Die ekelerregenden Gase, die beim Feuer in der Lagerhalle 956 entstanden, erwiesen sich glücklicherweise als ungiftig.»

«Chemie-Grossbrand in Schweizerhalle noch glimpflich abgelaufen», lautete die Schlagzeile der BaZ auf Seite 1.

Diese Einschätzung liess sich noch als Ausrutscher in der Hetze des publizistischen Gefechts verbuchen. Nicht aber, was die BaZ in ihrer regulären Montagsausgabe vom 3. November folgen liess, als bereits tote Fische ans Rheinufer geschwemmt wurden.

«Chemie-Grossbrand in Schweizerhalle noch glimpflich abgelaufen», lautete die Schlagzeile auf Seite 1. Und im Tageskommentar kam Chefredaktor Hans-Peter

ANZEIGE



«Für unsere Heimat.
Für unsere KMU-Betriebe.
Für unsere Innovationskraft.»

Andreas Appenzeller, Geschäftsführer ADEV,
Gemeinderat Hölstein



am 27. November zum
geordneten Atomausstieg
bis 2029
geordneter-atomausstieg-ja.ch



In der Brandnacht von Schweizerhalle wurde auch Mediengeschichte geschrieben.

FOTO: SILVIO METTLER, MONTAGE: HANS-JÖRG WALTER

Platz zum Schluss: «Mit der Entwarnung im Morgengrauen des 1. November wurde die Bevölkerung der Region aus Alptraum und Ernstfall entlassen. Die Katastrophe von Schweizerhalle konnte als Brandfall erledigt werden.»

Im Info-Chaos

Diese und weitere Berichte in der BaZ lösten über die desolate Informationspolitik des verantwortlichen Chemiekonzerns Sandoz hinaus eine Welle der Empörung aus. Selbst das alles andere als chemiefeindliche Kommunikations-Brancheblatt «persönlich» bemerkte am 11. November 1986:

«In ersten Berichten reagierte die Basler Presse, vorab die marktbeherrschende «Basler Zeitung» gegenüber der Chemie und der betroffenen Sandoz AG noch gewohnt wohlwollend. (...) Noch am Unfalltag beeilte sich der Chefredaktor Hans-Peter Platz die Normalität wiederherzustellen.»

Um einiges härter ging damals der Schriftsteller Guido Bachmann (1940–2003) mit der BaZ ins Gericht. In einer Brandrede verglich er Platz und seine Redaktion mit dem berühmten Hündchen, das in den Trichter der Lügenbarone der chemischen Industrie balle.

Später, als sich die Informationspolitik der Sandoz als immer verheerender offenbarte, konnte auch die «Basler Zeitung» nicht mehr an ihrem chemiefreundlichen Kurs festhalten.

Währenddessen reihte «Radio Basilisk» an jenem 1. November Information an Information und war dabei natürlich auf die Behörden angewiesen, die das Lokalradio fütterten. Dass zumindest in Basel-Stadt damals die eine Hand nicht wusste, was die andere tat, zeigte sich am Beispiel der Verlautbarungen, ob die Schulen im Kanton nun geschlossen bleiben oder doch nicht.

Schulbesuch? «Unbedenklich»

Zuerst hiess es, dass die Schule ausfalle. Dann folgte jedoch die offizielle Entwarnung. Und ein Sprecher des kantonalen Krisenstabs verkündete über «Radio Basilisk», dass der Unterricht am 1. November (damals war der Samstag noch nicht schulfrei) stattfinde. Der damalige «Basilisk»-Chefredaktor Urs Hobi bemerkte dazu, «dass d Schüelerinnen und d Schüeler sich zfrüh uff e freye Daag gfreut hänn». Ein weiterer Entscheid, der in der Bevölkerung für grosse Empörung sorgte.

Als Sündenbock musste der damalige Erziehungsdirektor und Regierungspräsi-

dent Hans-Rudolf Striebel herhalten, der nach dem Vorpreschen des Krisenstabs nicht mehr den Mut aufbrachte, den verkündeten Entscheid zu widerrufen. In einer offiziellen «Erklärung» teilte Striebel über die Medien mit:

«Im Spiegelhof drückte ich mein Bedauern über die vorschnelle Information aus, liess mich aber auch dahin unterrichten, dass der Schulbesuch völlig unbedenklich sei und ein Widerruf sich eher ungünstig auswirken werde, weil dadurch die Bevölkerung verunsichert und unnötige Angst geschürt werde.»

Also bestätigte er über Radio Basilisk: «Hütt am Morge göhn d Schüeler in d Schuel.» Eine Aussage, die Striebels Ruf als Regierungsrat bis zu seinem Rücktritt 1995 trübte.

tageswoche.ch/+ooypr

×

Im Neuen Theater Dornach wird als Koproduktion mit Matterhorn Produktionen das Theaterprojekt «Am Feuer» von Lukas Holliger uraufgeführt. Vorstellungen am 4., 6., 12. November sowie am 8. November im Kosmos Basel.

Weiterlesen, S.40



«Risikogesellschaft» – das Buch zur Katastrophe.

Schaffhauser Rheinweg

Parkplätze statt Veloweg

von Dominique Spirgi

Im Wettsteinquartier sollen keine weiteren Parkplätze aufgehoben werden, «aufgrund der aktuellen Parkierungssituation». Für den Schaffhauser Rheinweg heisst das: «keine weiteren Massnahmen zugunsten des Fuss- und Veloverkehrs». Dies schreibt der Regierungsrat im Bericht zu einem Vorstoss von SP-Grossrat Roland Engeler-Ohnemus.

Dieser hatte bereits 2009 angeregt, den Rheinweg in eine Promenade mit Vorrang für Fussgänger und Velöler zu verwandeln. Zunächst rannte Engeler-Ohnemus damit bei der Regierung offene Türen ein. Sie hatte einen Wettbewerb für die Umgestaltung des Kleinbasler Rheinufer von der Dreirosenbrücke bis zur Solitude ausgeschrieben und einen Sieger auserkoren.

Das war im Dezember 2010. Dann liess der Wille nach. 2014 teilte die Regierung mit: kein Geld für so was jetzt – zumal «die im Schaffhauser Rheinweg liegenden Werkleitungen erst in den Jahren 2030 bis 2035 zu sanieren sind». Man werde das Projekt dann nachholen. Damit war der Grosse Rat aber unzufrieden. Die Regierung musste nochmals über die Bücher.

Um Velo- und Fussgängerfreunde bei Laune zu halten, beauftragte sie das Bau-

und Verkehrsdepartement (BVD), «eine Anpassung des heutigen Verkehrsregimes ohne bauliche Massnahmen zu prüfen». Diese Prüfung führte nun zum wenig überraschenden Schluss: Auch für eine unaufwendige «Verbesserung» müssten erst Parkplätze weg. Dies traut sich das BVD gegenwärtig aber nicht. Also will es alles so bleiben lassen, wie es ist.

Kompensation nötig oder nicht?

Mit diesem Schluss kommt die Regierung aber in Konflikt mit der gesetzlichen Kompensationspflicht bei neu erstellten unterirdischen Quartierparkplätzen. So sieht das jedenfalls die Umwelt-, Verkehrs- und Energiekommission (Uvek).

Sie stellte in ihrem Bericht zur viel diskutierten Umgestaltung der Wettsteinallee fest, dass es nach dem Neubau von zwei Quartierparkings (Neusiedlung Kinderspital und Warteck 2) nun 5,4 Parkplätze zu viel im Quartier gebe. Dem bereits abgesegneten Umgestaltungsprojekt stimmte sie nur unter der Bedingung zu, dass die «noch nicht kompensierten Parkplätze andernorts im Quartier aufgehoben werden». Als geeigneten Ort empfahl die Uvek den Schaffhauser Rheinweg zwischen Römergasse und Burgweg.

Die Regierung findet, mit dem Abbau von zehn Parkplätzen sei die Kompensationspflicht bereits erfüllt. Allerdings kann sie sich von dieser Pflicht auch entbinden, «wenn ein Mangel an Privatparkplätzen ausgewiesen ist». Und dieser Mangel ist für die Regierung offenbar klar gegeben. tageswoche.ch/+nsowb ×

Rückzieher der Woche



Ticketdesaster

von Tino Bruni

Fast beruhigend, dass der sonst so stilsichere FC Basel auch mal patzt. Die Fans schrien auf wie sonst nur bei krassen Schirifehlern, als sie die Liste mit den neuen Tickettarifen in ihrem Briefkasten fanden. Kein Wunder: Für ihre Jahreskarte hätten manche auf einen Schlag fast 50 Prozent mehr hinblättern müssen. Dies, weil der Verein mit einer grossen Preisumgestaltung Altlasten bei gewährten Rabatten korrigieren wollte, so Präsident Bernhard Heusler. «Man muss auch mal den Mut haben, einen Fehler einzugestehen», sagte er dann und tat, was ein Schiri nie tun würde: die bereits gepfiffene Aktion wieder zurückpfeifen.

tageswoche.ch/+a3xaf ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 42-Jährige wohnt in Bern.

Auch das noch

Sexmesse? Aber hallo!

von Dominique Spirgi

Sie heissen Little Caprice, Lullu Gun, Victor Vulcano, Conny Dachs und Aische Pervers und sind Stars an der Extasia 2016, die im Dezember in der Messe Basel stattfindet. Auf der anderen Seite stehen Thomas Weber, Anton Lauber, Isaac Reber, Monica Gschwind und Sabine Pegoraro von der Baselbieter Regierung. Und dazwischen: Sara Fritz, EVP-Landrätin.

Was haben diese Personen miteinander zu tun? Mehr als statthaft ist, findet die Landrätin. In einer Interpellation zeigt sie sich zwar erfreut, dass die Erotikmesse mit der offiziellen Vertreibung aus der St. Jakob-Arena zumindest nicht mehr auf Baselbieter Boden stattfindet. Mit dem neuen Standort Messe Basel sei man aber nicht ganz aus der Mitverantwortung entlassen, da man mit Regierungspräsident Thomas Weber offiziell im Verwaltungsrat der MCH Group AG vertreten ist.

Regierung, bitte einmischen!

Das führt Sara Fritz zu den Fragen: «Ist der Regierungsrat auch der Meinung, dass eine Sexmesse nicht zum Kanton Basel-Landschaft passt?» Und: «Ist der Regierungsrat willens, seinen Einfluss als Aktionär und Einsitznehmer im Verwaltungsrat der MCH Group AG geltend zu machen, damit die Extasia in Zukunft nicht mehr in der Messe Basel stattfinden wird?»

Die Regierung sieht keine Möglichkeit, Einfluss aufs Messeprogramm zu nehmen. «Da es sich bei der Messezuteilung um ein operatives Geschäft handelt, ist keine Einflussnahme vorgesehen», antwortet sie. Es sei an der Bevölkerung zu entscheiden, ob sie an solche Messen wolle oder nicht.

Die Regierung hätte womöglich auch keinen Einfluss genommen, wenn sie es gekonnt hätte. Ihr Verhältnis zur Erotik ist nämlich völlig ungezwungen: «Erotik per se ist nichts Negatives», schreibt sie. Erotik sei in der liberalen Gesellschaft schon lange kein Tabuthema mehr. «Dazu haben auch die im Kanton Basel-Landschaft vorhandenen Sex-Shops, die sozialen Medien und neue Technologien beigetragen.»

tageswoche.ch/+03x2p

ANZEIGE

À jour sein? Belege stapeln sich ?



Treuhand Böhi

- Buchhaltungen
- Revisionen
- Steuern
- Controlling
- Excel-Makros

Schützenweg 3, 4102 Binningen
☎ 076 507 07 67 Fax 061 423 01 06
www.treuhandboehi.ch
✉ info@treuhandboehi.ch



Das Basler Stimmvolk entscheidet über das Sanierungsprojekt.

FOTO: DOMINIQUE SPIRGI

Kasernen-Hauptbau Referendum gegen Umbau eingereicht

von Dominique Spirgi

Der Grosse Rat hat im September deutlich Ja zum Kasernen-Umbau gesagt. Nun haben die bürgerlichen Gegner mit 2900 Unterschriften ihr Referendum eingereicht. Und im Hinblick auf die Volksabstimmung, die im Februar 2017 stattfinden soll, haben sich bereits die Befürworter mit einigen prominenten Baslerinnen und Baslern zusammengetan, durchaus zuversichtlich, dass sich auch das Stimmvolk hinter das Projekt stellt.

Das Referendumskomitee bezeichnet das Projekt als konzeptionell «unausgegoren» und kulturell «unklar». Es wehrt sich gegen «bauliche Veränderungen der historisch bedeutsamen Kaserne» und kritisiert vor allem die Kosten von angeblich 47 Millionen Franken. Im Ratschlag der Regierung und in den Berichten der Grossratskommissionen sind es 44,6 Millionen Franken.

Keine Alternativen im Angebot

Einig sind sich die Gegner vor allem darin, dass sie das Projekt ablehnen. Die Vorstellungen, wie eine alternative Zukunft des Kasernen-Hauptbaus aussehen soll, gehen aber auseinander und bleiben mehrheitlich diffus:

Eduard Rutschmann (SVP) will gar keine bauliche Massnahmen, die über eine Grundsanierung des Hauptbaus hinausgehen. Inhaltlich findet er: «Die bisherige Nutzung war gut.»

Patricia von Falkenstein (LDP) plädiert für ein weniger luxuriös ausgebautes, niederschwelliges Angebot. «Warum müssen es so viele Restaurants sein?», fragt sie sich – um dann aber im selben Atemzug ein neues Boutique-Hotel im Kasernen-Hauptbau als «spannendes Projekt» zu nennen.

Luca Urgese (FDP) kann sich eine kulturelle und kreativwirtschaftliche Nutzung des Hauptbaus durchaus vorstellen. Er plädiert allerdings klar für eine private Trägerschaft wie im Fall des Gundeldinger Felds.

Hubert Ackermann (BDP) möchte in erster Linie den Kasernen-Hauptbau in seiner historischen Form belassen. «Ein Durchstich ist nicht nötig», findet er. Bei der erwünschten Nutzung bleibt er vage: Der Kasernenhauptbau soll als Treffpunkt dienen, sagt er, ohne ins Detail zu gehen.

tageswoche.ch/+xyyys

ANZEIGE



«Höchste Zeit mit
diesem Atomchaos
aufzuräumen.»

Beat Jans, Nationalrat



am 27. November zum
geordneten Atomausstieg
bis 2029
geordneter-atomausstieg-ja.ch

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Abu Jarboa

Retten, was zu retten ist: Im Dorf regiert der IS und damit die Angst. Wie vielen seiner Nachbarn ist auch diesem irakischen Jungen die Lage zu brenzlich geworden.

AHMED JADALLAH/
REUTERS



Minsk

Zähneknirschen und los: Warum hat man bloss damals nicht einfach Nein zu einem Schnauzer gesagt? Wahrscheinlich war im Frühling schlicht der Kopf nicht kühl genug.

VASILY FEDOSENKO/
REUTERS



Marikina

Fröhliche Hausfete: Auf den Philippinen ruhen die Verstorbenen nicht – sie wohnen. Und zu Allerheiligen laden sich ihre Verwandten ein, um ihnen eine Freude zu machen.

CZAR DANCEL/REUTERS



Jizeen

Unerträgliche Monotonie: Grundsätzlich ist diese Schnecken-dame schon zufrieden mit ihrem Zuhause. Aber bei diesem bunten Angebot darf man ja mal neugierig werden und sich fragen, ob nicht doch ein Umzug infrage käme.

ALI HASHISHO/
REUTERS



Havanna

Das kann nur ein Ball: Im Oktober empfing Kuba Klinsis US-Boys zum ersten Freundschaftsspiel zwischen den beiden Ländern seit 1947. Heute sind wieder die Kids in den Gassen dran. So geht Nachbarschaftspflege.

ALEXANDRE
MENEGHINI/REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Ernst-Lüdin, Hans, von Kölliken/AG, 08.03.1927–27.10.2016, Burggartenweg 8, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Felber-Schulz, Gertrud, von Basel/BS, Bözberg/AG, 17.01.1931–29.10.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier: Freitag, 18.11., 09.30 Uhr, Besamm-lung Kapelle 2, Friedhof am Hörnli, Basel. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Rebetez-Ackermann, Rosmarie Theresia, von Saignelégier/JU, 19.12.1932–25.10.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Weber-Schnell, Ruth Adelheid, von Röschenz/BL, 08.02.1926–28.10.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, wurde bestattet.

Basel

Abgottspon, Katharina, von Dopple-schwand/LU, 29.05.1934–30.10.2016, Sperrstr. 100, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bider-Weil, Rosa, von Basel, 24.09.1916–26.10.2016, Wiesen-damm 20, Basel, wurde bestattet.

Bolliger, Ida, von Küttigen/AG, 21.06.1913–20.10.2016, Hammerstr. 88, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 06.12., 14.30 Uhr, Wesley Haus, Basel.

Brechbühl-Fricke, Ruth, von Laupers-wil/BE, 23.04.1931–22.10.2016, Wiesen-damm 60C, Basel, wurde bestattet.

Carlen-Gerber, Ger-man, von Basel/BS, 04.09.1931–20.10.2016, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Di Grazia-Oglialoro, Andrea, aus Italien, 26.01.1938–27.10.2016, Güterstr. 233, Basel, wurde bestattet.

Ebner, Sonja Leonie Olga, von Basel/BS, 26.02.1931–21.10.2016,

Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Fontanilles-Serra, Fernando, aus Spanien, 23.11.1921–20.10.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Hänggi-Abbondanza, Arnold, von Basel/BS, 18.12.1924–22.10.2016, Sperrstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Härtel, Adrien Rudolphe, von Basel/BS, 05.06.1930–22.10.2016, Drahtzugstr. 57, Basel, wurde bestattet.

Imfeld-Portmann, Maria Eugenie, von Ulrichen/VS, 13.03.1932–28.10.2016, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Isler-Brunner, Ernst, von Basel/BS, 31.01.1926–26.10.2016, Reiterstr. 8, Basel, wurde bestattet.

Joray-Kocevar, Liselotte Katharina Maria, von Basel/BS, Belprahon/BE, 10.08.1936–27.10.2016, Birsigstr. 124, Basel, wurde bestattet.

Koller-Andreatta, Irma, von Basel/BS, 10.10.1926–24.10.2016, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Krebs-Baumann, Wally, von Basel/BS, 14.12.1925–28.10.2016, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Laskowski-Jäggli, Beate, von Winter-thur/ZH, 26.03.1917–30.10.2016, Allschwil-erstr. 73, Basel, Trauerfeier: Montag, 07.11., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Löhrer-Sibler, Margareta Sylvia Maria, von Basel/BS, 07.04.1922–15.10.2016, Bachlet-tenstr. 9, Basel, Trauer-feier: Freitag, 04.11., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mayer-Chapuis, Richard Jules Henri, von Neuheim/ZG, 13.08.1921–25.10.2016, St. Johannis-Vorstadt 58, Basel, wurde bestattet.

Nussbaum-Ricken-bacher, Urs, von Basel/BS, 17.06.1943–01.11.2016, Farns-burgerstr. 40, Basel,

Trauerfeier im engsten Kreis.

Olay, Béla Jozsef, von Basel/BS, 20.01.1960–28.10.2016, Zürcher-str. 23, Basel, Trauer-feier: Dienstag, 08.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ravagli, Renato, von Basel/BS, 20.05.1923–23.10.2016, Gellert-str. 32, Basel, wurde bestattet.

Reber-Kumli, Rosmarie, von Schangnau/BE, 22.09.1939–28.10.2016, Bläsi-ring 134, Basel, Trauer-feier: Freitag, 04.11., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schratz-Gyger, Alfons Rudolf, von Winter-thur/ZH, 28.10.1921–30.10.2016, In den Ziegelhöfen 181, Basel, wurde bestattet.

Vetsch-Bitterli, Andreas Daniel, von Basel/BS, Grabs/SG, 08.05.1943–11.10.2016, In den Ziegelhöfen 131, Basel, wurde bestattet.

Vinzenz, Urs Peter, von Lachen/SZ, 24.10.1944–15.10.2016, Reb-gasse 16, Basel, wurde bestattet.

Zimmermann-Salz-mann, Rino Peter, von Basel/BS, 31.03.1932–22.10.2016, Hofstetter-str. 11, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Bühler-Pellegrini, Clara Adele, von Menznau/LU, 09.08.1929–30.10.2016, Chrischona-rai 135, Bettingen, Trauer-feier: Dienstag, 08.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Birsfelden

Ferrari-Banal, Giulia, von Lamone/TI, 18.02.1921–25.10.2016, Hardstr. 71, Birsfel-den, Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Frenkendorf

Branka-Costabile, Franceschina, aus Italien, 28.07.1937–27.10.2016, Brugg-weg 3, Frenkendorf, wurde bestattet.

Münchenstein

Gloggner-Huber, Maria Margarita,

von Münchenstein/BL, 10.10.1935–30.10.2016, Basel-str. 71, Münchenstein, Bestattung im ersten Familienkreis.

Studer-Widmer, Ernst, von Rüttenen/SO, Münchenstein/BL, 28.02.1927–27.10.2016, Pumpwerk-str. 3, Münchenstein, Trauerfeier: Freitag, 11.11., 15.00 Uhr, Katholische Kirche Münchenstein.

Muttenz

Könemann-Berndsen, Wilhelm Heinrich, von Muttenz/BL, 10.08.1938–29.10.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauer-feier: Dienstag, 08.11., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche, Muttenz, anschliessend Urnen-beisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Pittori-Brüderlin, Dolly Lina, von Sessa/TI, 29.04.1933–28.10.2016, Tram-str. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 08.11., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Urnenbeisetzung im engsten Familien-kreis.

Schällebaum-Leupin, Elsbeth, von Wattwil/SG, Muttenz/BL, 14.11.1927–30.10.2016, Bahnhofstr. 60, Muttenz, Trauerfeier: Samstag, 05.11., 14.00 Uhr, Saal der Zeugen Jehovas, Grabenmattstr. 4, Pratteln.

Ormingen

Mehlin-Weber, Irm-gard, von Basel/BS, 20.05.1929–14.10.2016, Hauptstr. 165, Orma-lingen, Beisetzung und Abdankung: Freitag, 11.11., 15.00 Uhr, Besamm-lung auf dem Waldfriedhof in Rheinfelden.

Pratteln

Markiewicz-Moser, Lydia, von Arni/BE, 03.06.1924–26.10.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, wurde bestattet.

Spataro, Gaetano Giuseppe, aus Italien, 25.05.1925–28.10.2016, St. Jakobstr. 81, Pratteln, Abdankung: Montag, 07.11., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungs-kapelle.

Reinach

Ziegler, Anna, von Untervaz/GR, 12.07.1954–28.10.2016, Hauptstr. 40, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 09.11., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Müller-Rösti, Heidi, von Trub/BE, 12.10.1937–28.10.2016, Rainallee 155, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 04.11., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Righetti-Schwer, Emma, von Riehen/BS, 01.05.1929–25.10.2016, Friedhof-weg 1, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Ein alkoholkranker Obdachloser steigt ins Tram und schimpft vor sich hin. Was das in uns auslöst, ist etwas typisch Schweizerisches. Eine Geschichte.

“

Soeben kehre ich aus dem Zürcher Seefeld zurück. Ich weiss nicht, was pelziger ist: das Gefühl auf den Zähnen nach dem Espresso vor dem Opernhaus oder die Jacken der Damen, die da auf den Trottoirs flanieren. Das viele Gold dieser Küste schien an diesem sonnigen Herbsttag über das Grundwasser an die Wurzeln der Bäume geraten zu sein, golden wie deren Kronen leuchteten. Kurz: ein magischer Tag.

Mitten durch die märchenhaft luxuriöse Szenerie wandelte aber ein Unkenrufe ausstossendes Orakel – ein greiser Alkoholiker. Je mehr er sich näherte, desto deutlicher entpuppten sich seine Rufe als ein wiederholtes «Ihr Hurensöhne!!!»

Während viele den Mann auslachten, die Nase rümpften oder gar empört waren, dachten sich wohl einige – darunter ich: «Na ja, so unrecht hat er nicht.»

Der Mann trug zerfetzte Kleidung, zog einen zweirädrigen Einkaufswagen hinter sich her und trank Bier aus einer zerknautschten Pet-Flasche. Neben mir an der Haltestelle erblickten ihn auch drei etwa 16-jährige Jungs. Dann entwickelte sich eine Szene, die man in Filmen jeweils als überzeichnet empfindet.

Als einer der Drei mit dem Kopf in Richtung des Alten deutete, brachen diese erst in fieses Gelächter aus, worauf eine kurze Unterredung folgte, ob man dem Mann den Wagen entreissen wolle. Man beschränkte sich dann auf üble Zurufe und Provokationen aus nächster Nähe.

Verwirrter Mann

Der arme Mann versuchte inzwischen, ins Tram zu steigen, schaffte es irgendwann und legte sich schnurstracks der Länge nach hinter die hinterste Sitzreihe auf den Boden und schlief ein. Erst jetzt sah ich, dass sein Gesicht über die ganze rechte Hälfte aufgescheuert und verkrustet war. Hoffentlich vom vielen Hinfallen, dachte ich, und nicht von Typen wie diesen fiesen Jungs, die ihre üblen Gedanken in die Tat umgesetzt hatten.

Gerade als ich meinte, der Alte schlafe nun friedlich, schreckte er auf und begann wieder zu schimpfen. Wieder und wieder, vom Seefeld bis zum Schaffhauserplatz. Und jedes Mal drehten sich sämtliche Köpfe im Tram in seine Richtung.



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.
tageswoche.ch/+99jcm

Das Lustige dabei war, dass diese noch so oft nach hinten blicken konnten – sie sahen nichts. Der rufende Mann lag in Deckung hinter meinem Sitz, und ich bin mir sicher, dass einige beim Anblick meines eher verschmitzten Gesichts dachten: «Ist das nicht dieser Knäckebröt?! Ist der jetzt wieder am Freestyle-Rappen im Tram?» Situations-Tragik-Komik.

Wie anständig wir Schweizer doch sind – und wie latent aggressiv das wirken kann!

Immerhin schaffte ich es, den Mann wenigstens in den Ansatz eines Gesprächs zu verwickeln und ihm auf seine mit der Lautstärke einer Club-Soundanlage gestellten Frage, wohin er denn überhaupt fahre, mit «Bucheggplatz» zu antworten.

Was mir am Ende dieser Geschichte am meisten zu denken gibt, ist nicht die Bosheit der Flegel, die den Mann anrempelten und auslachten. Auch nicht die auffällige Erscheinung und Verhaltensweise des greisen Alkoholikers. Es sind die Reaktionen der belästigten Bürger.

Vielleicht war es der Kontrast zwischen Pelzmäntel tragenden Blondinen mit Schlauchbootlippen und dem völlig verahrlosten Menschen, der wirkte wie aus einer anderen Zeit. Jedenfalls wurde mir einmal mehr bewusst, wie anständig die Schweizer sind. Und wie latent aggressiv das wirken kann.

Das sind wir wirklich, wir Schweizer. Anständig. An sich eine gewinnbringende Tugend, denn oft wird sie mit Freundlichkeit verwechselt. Keiner der Passagiere hat

den alten Mann aktiv zurechtgewiesen oder ihn aus dem Tram bugsiert. Gewiss haben die meisten Passagiere kapiert, dass es sich um einen kranken Menschen handelte, man seine Ausrufe nicht persönlich nehmen darf – und darum geschwiegen. Andererseits: Wie viele von ihnen waren innerlich entsetzt, dass dieses Subjekt ihre goldene Idylle störte? Wie viele wünschten sich eine Art Ordnungshüter herbei?

Es wäre derselbe Anstand, der die Bewohner dieser Szene schweigen liess, der sie auch schweigen liesse, würde der Alte von mehreren Polizisten aus dem Tram gerissen. Um Empörung zu wecken, hätte es schon die fiesen Jungs gebraucht. Die hätten auf den Mann eintreten müssen, um vielleicht ein Eingreifen zu provozieren.

Verirrte Tugend

Immer schön anständig bleiben. Nicht auffallen, nicht ausfallen – immer gefallen, heisst die Devise. Fleissig sein. Arbeiten. Leistung erbringen und dann am Wochenende seine verdiente Ruhe geniessen. Da will man dann eben nicht von einem Psycho belästigt werden. Man will sich von den anständigen Anstrengungen der Woche erholen und verlangt auch Anstand von allen anderen. Solange der Anstand gewährleistet ist, dulden die Anständigen auch den Randständigen.

Man duldet dann sowieso alles: Solange sie anständig sind, dürfen auch Tausende Neonazis in der Ostschweiz den Führer feiern. Solange gegen aussen hin alles gesittet zu und her geht, geht es in Ordnung. Hauptsache wir haben unsere Ruhe. «Hast du gehört, gestern haben Tausende Neonazis bei uns im Dorf das Dritte Reich gefeiert – samt Hitlergruss!» «Aber haben sie sich anständig benommen?» «Hm... ja.» «Dann macht das nichts.»

Unsere Gesellschaft brodelte. Es köchelte die Suppe des Misstrauens, des Geizes, der Angst, des Hasses; der permanente Stress und Druck – alles unter dem Deckel des Anstands. Leute, die das Korsett des Anstands ablegen, werden gemassregelt, öffentlich zur Schau gestellt, weggesperrt, umgebracht vielleicht.

Wenn solches Verhalten als anständig bezeichnet wird, macht das nicht das Verhalten unproblematisch, sondern den Anstand verdächtig. x

”

Mit Ach und Krach einigten sich die EU und Kanada über das Ceta-Abkommen. Der Weg dahin ist ein Lehrstück zum Funktionieren der innereuropäischen Demokratie.

Asterix und die Europäische Union

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Letzten Sonntag konnte der kanadische Premier doch noch nach Brüssel fliegen, um seinen Namen unter das Ceta-Abkommen zu setzen. Justin Trudeaus Maschine hatte drei Stunden Verspätung, doch auf die kam es auch nicht mehr an. Denn der Gipfel war ursprünglich für den Donnerstag vorgesehen, hatte also seinerseits drei Tage Verspätung. Was auch nicht viel ist angesichts von Verhandlungen, die sieben Jahre gedauert hatten und nun als vorbildliche Liberalisierung des Handels in die Geschichte eingehen dürfen.

Ceta steht für Comprehensive Economic and Trade Agreement, auf Deutsch: Umfassendes Wirtschafts- und Handelsabkommen. Exemplarisch ist das Abkommen in der offenbar guten, aber schwer zu findenden Mischung von beseitigten Handelshemmnissen und Schutz vor unguter Hemmungslosigkeit.

Der ganze Handel um das Handelsabkommen, das 1600 Seiten dick ist, war eben auch in unguter Weise exemplarisch: Er zeigte die Probleme auf, die entstehen können, wenn Diplomatie und Demokratie harmonisiert werden müssen.

Probleme machte in diesem Fall nicht die Diplomatie, weil sie zu wenig Rücksicht auf sogenannte Basisbedürfnisse genommen hätte. Probleme machte die Demokratie, weil ein paar ihrer Akteure die Chance nutzen, um sich rücksichtslos in Szene zu setzen. Ceta war und ist zudem eine Art Hauptprobe für andere Vereinbarungen, zum Beispiel mit Vietnam und Japan, sowie mit noch stärker umstrittenen Abkommen (TISA und TTIP).

EU-Kommissionspräsident Juncker gab am Sonntagsgipfel mediengerecht die Erklärung ab: «Ende gut – alles gut!» Das Ende ist aber noch lange nicht erreicht. Jetzt hat man erst die Unterschrift, nun

braucht es noch die Genehmigung des EU-Parlaments, der 28 nationalen Parlamente und der 14 untergeordneten Regionalparlamente.

Unproblematische Teile von Ceta dürfen schon im Frühling 2017 in Kraft treten. Dann, so die Hoffnung, würde man die Vorteile des Abkommens sogleich spüren, und dies würde dem Ratifikationsvorgang helfen.

Andererseits wird es auch Gegenstimmen geben, allein schon aus dem formalen Grund, weil keine Alternative vorliegt und Parlamente nicht einfach aufs Kopfnicken reduziert werden möchten. Und irgendeinmal haben auch noch Gerichte ihr Wörtchen mitzureden, sicher das deutsche Verfassungsgericht (Karlsruhe), aber auch der von belgischen Regionalisten angerufene EU-Gerichtshof (EuGH). Also: Ende gut, noch nicht alles gut.

Parlamente möchten nicht aufs Kopfnicken reduziert werden.

Aus rein juristischer Sicht hätte für die Unterzeichnung eine Zustimmung des EU-Ministerrats und des EU-Parlaments genügt. Es schien aber politisch klüger, nicht erst am Schluss des Verfahrens, sondern schon jetzt eine erste Zustimmung einzuholen. Damit konnte die generellere Bereitschaft, das demokratische Partizipationsprinzip zu respektieren, zum Ausdruck gebracht werden.

Diese Möglichkeit war von den Regierungen der Unionsmitglieder gefordert und im Juli 2016 auf deren Druck von der Kommission geschaffen worden: Die Ceta-Vereinbarung wurde als «gemischtes Abkommen» eingestuft, was zur Folge hatte, dass die Unterzeichnung nicht nur im Ministerrat von 28 Regierungen sowie im

Europäischen Parlament gutgeheissen werden muss, sondern auch von allen nationalen Parlamenten und – in einigen Fällen vorgeschaltet – von 14 Regionalparlamenten (davon 5 belgische), deren Haltung für die nationalen Parlamente bestimmend ist.

War «Brüssel» zuvor der Kritik ausgesetzt, sich mit Diktaten über Basiswillen hinwegzusetzen, wurde den Entscheidungsträgern jetzt vorgeworfen, sich aus opportunistischen Gründen ad hoc über eigene Regeln hinwegzusetzen. Damit setzte die EU ihre Reputation als verlässliche Verhandlungspartnerin aufs Spiel. Kanada auf der Gegenseite gab mehrfach zu verstehen, unter solchen Voraussetzungen verliere es den Glauben an einen Vertragsabschluss.

Später zeigte ein anderer Kommentar mehr Verständnis: Ein Ignorieren der von vielen Bürgern empfundenen Skepsis, auch wenn diese sachlich nicht gerechtfertigt sei, wäre Wasser auf die Mühlen der EU-Kritiker gewesen. Die Rücksicht auf die Demokratie hinderte Demonstranten aus der Antiglobalisierungs-Szene aber nicht, im Moment der Vertragsunterzeichnung den Repräsentanten der europäischen Demokratie vorzuwerfen, sie würden die Demokratie bedrohen. Diesen Vorwurf machten die Protestler mit Farbbeutelwürfen sichtbar.

«Geisel» regionaler Befindlichkeit

Opposition gegen Ceta gab es auch auf der kanadischen Seite. Aber nur der europäische Widerstand war in den europäischen Medien ein Thema. Die Scheinwerfer der Journalisten waren ganz auf das kleine Wallonien gerichtet, das sich – wie in den Asterix-Comics – als einziges gallisches Dorf der römischen Besetzung entzogen hat. Der aktuelle Fall präsentierte sich freilich so, dass die 500 Millionen Menschen zählende EU von einer 3,6-Mil-



Die Globalisierungsgegner hofften auf die Wallonen – doch denen ging es um Eigeninteressen, nicht ums Prinzip.

FOTO: REUTERS

lionen-Region zur «Geisel» regionaler Befindlichkeit und Ambitionen gemacht werden konnte.

Die Unterzeichnung wurde wegen dem belgischen Unions-Mitglied zur Zitterpartie. Die EU versuchte in längeren Verhandlungsrunden, die Wallonen mit Zusatz-erklärungen zum eigentlichen Abkommen zufriedenzustellen. Die Wallonen erwirkten als Gegenleistung für ihr Einlenken eine Schutzklausel für ihre Landwirtschaft und die Zusicherung, jederzeit aus Teilen des Vertrags aussteigen zu können. Möglicherweise war auch die Erwartung im Spiel, sich mit zähem Verhandeln zusätzliche Subventionen einhandeln zu können.

Kämpfer wider die Globalisierung

In der Schlussphase ging es kaum mehr um den Inhalt des Abkommens, bestimmend waren in diesem Powerplay vor allem die innerbelgischen parteipolitischen Gegebenheiten. Der wallonische Regierungschef Paul Magnette von den in der nationalen Regierung nicht vertretenen Sozialdemokraten setzte gegen den flämischen Premierminister Charles Michel der konservativen Allianz seine Blockademöglichkeit ein. Dabei konnte er sich auch als heldenhafter Kämpfer gegen die Globalisierung aufspielen und Statur für die nächsten Wahlen gewinnen.

Magnette erlebte sogar die Genugung, nach Paris geladen zu werden, wo er sich vom Genossen François Hollande umwerben lassen konnte. Mit seinem Einlenken enttäuschte Magnette am Ende die prinzipiellen Globalisierungsgegner, die gehofft hatten, mit dem Nein ein über die Region und über das konkrete Abkommen hinaus wirkendes Zeichen gegen den Freihandel setzen zu können. Die EU versteht solche Abkommen allerdings nicht als Treiber eines globalen Wildwuchses, sondern als dessen Domestizierung.

Die EU versteht solche Abkommen nicht als Treiber eines globalen Wildwuchses, sondern als dessen Domestizierung.

In diesem Widerstand verbanden sich Opposition gegen übermächtige Kräfte der Weltindustrie und kleinräumiger Protektionismus einer strukturschwachen Region. Wallonien hat einen dramatischen Niedergang seiner vormals blühen-

den Industrie hinter sich und ist zugleich von einer international leicht zu konkurrenzierenden Landwirtschaft abhängig. Auf der anderen Seite war die für einmal konforme Zustimmung der flämischen Region. Diese war nicht von Rücksichten auf die EU, sondern ebenfalls von Eigeninteressen bestimmt, kommen doch 90 Prozent der aus Belgien nach Kanada exportierten Güter aus deren Region.

Das «Timing» dieser Einigung war wirklich schlecht. Es führte zu den unerfreulichen Alternativen: Einhalten des Zeitplans um den Preis des Scheiterns der Einigung oder Erreichen einer Einigung um den Preis eines starken Überziehens des Zeitplans. Einleuchtend und richtig, dass die zweite Variante zum Zug kam, was in Anbetracht des grossen Vertrags, um den es ging, keine Rolle spielen sollte. Aber das Verfahren verhalf denen, die ihr Blockadepotenzial rücksichtslos eingesetzt hatten, zu einem unguten symbolischen Triumph.

Am Ceta-Gipfel vom Sonntag erklärte der freundliche Kanadier Trudeau, in dieser Sache ein bisschen etwas darüber gelernt zu haben, wie die europäischen Demokratien funktionieren. Wir können uns fragen, was er wohl gelernt hat und was wir aus diesem Fall lernen können.

tageswoche.ch/+eizo4

×

Dass sich das Klima erwärmt, bringt die Schweiz nicht um ihren Schlaf. Sprachforscher liefern eine Erklärung dafür: «Klimaerwärmung» – das klingt im Bett viel zu angenehm.

Erhitzt sich die Erde oder erwärmt sie sich?

Klimaforscher sollten die Sprachforscherin Elisabeth Wehling lesen – und neue Worte finden.

FOTO: © ELEONORA PALMIERI



von Stefan Boss

Manchmal ist auch die Klimapolitik für eine Überraschung gut. Diesen Freitag tritt das vor einem Jahr an der UNO-Konferenz in Paris beschlossene Abkommen in Kraft, das die Erderwärmung auf unter zwei Grad begrenzen soll.

Dies ist früher als erwartet. Nach China und den USA hat auch die EU den Vertrag ratifiziert und damit den Weg frei gemacht. An der UNO-Klimakonferenz vom 7. bis 18. November in Marrakesch geht es nun darum, wie das Abkommen umgesetzt wird und ob es allenfalls schon vor 2020 wirksam werden kann.

Alles paletti also mit dem Klima? Dürfen wir vom Schweizer Winter bald wieder Schnee in den Bergen erwarten?

Nein, leider nicht.

Erstens ist Klima eine Maschine, die nur mit riesiger Zeitverzögerung reagiert. Die globalen Temperaturen werden also weiter steigen. Zweitens ist das in Paris beschlossene Abkommen rechtlich nur zum Teil verbindlich. Die 195 Vertragsstaaten legen ihre Beiträge zum Klimaschutz selber fest, und es gibt keine Bussen, wenn sie ihre Ziele verfehlen. Und drittens brauchen Klimaschutzmassnahmen auch die Akzeptanz der Bevölkerung, gerade in der Schweiz mit der direkten Demokratie.

Ein sprachliches Problem

Doch Herr und Frau Schweizer raubt der Klimawandel bisher kaum den Schlaf. Obschon er auch die Schweiz mit Wucht treffen wird: längere Hitzeperioden, geschmolzene Gletscher und – im globalen Rahmen betrachtet – viel mehr Flüchtlinge. Im Sorgenbarometer 2015 der Credit Suisse taucht Klimawandel vorerst nicht auf, am meisten sorgt sich die Bevölkerung um Arbeitslosigkeit, Ausländer und die AHV. «Umweltschutz», unter dem man den weltweiten Temperaturanstieg einreihen kann, rangiert am Ende der Skala.

Schweizerinnen und Schweizer sorgen sich nicht wirklich um den «Klimawandel».

Vielleicht sollten die Klimaforscher, die sich gern kompliziert und schwer verständlich ausdrücken, einmal das Buch «Politisches Framing» der deutschen Sprachforscherin Elisabeth Wehling von der Uni Berkeley lesen. Darin erklärt sie, wie die Wahl von Worten unser Denken fundamental beeinflusst.

In der Kommunikationsforschung redet man von Framing, von Einrahmungen, die einem Wort erst Sinn geben.

Begriffe wie «Klimawandel» und «Klimaerwärmung» sind im Verhältnis zum benannten Problem ungeschickt gewählt, ja sie verharmlosen es sogar. Das Fazit

Wehlings ist vernichtend. Der Begriff «Wandel» sei neutral, begründet sie, die Dinge könnten sich zum Guten oder zum Schlechten verändern. Und man könnte anfügen, dass der Wandel nach gängigem Manager-Latein ja immer seine positiven Seiten hat.

Keine Wortklauberei

Der Ausdruck «Klimaerwärmung» sei sogar noch schlimmer, ebenso «Erderwärmung». Wärme sei ein durchgehend positiv besetztes Konzept, so Wehling. Wenn uns warm sei, dann gehe es uns gut. Zudem schwingt bei den Ausdrücken auch emotionale Erwärmung mit, die Zuneigung. Hitze oder auch Kälte fänden wir hingegen unangenehm.

Nicht Fakten entscheiden über Entscheide, sondern Einbettungen. Begriffe sind dabei zentral.

Den Begriff – im Englischen spricht man analog von «Global Warming» – nennt Wehling eine «Glücksspielle» für alle, welche die Gefahren des Klimawandels verharmlosen. Sie schlägt vor, stattdessen von «Klimaerhitzung» oder «Erderhitzung» zu reden.

Solche Überlegungen dürfen wir nicht einfach als Wortklaubereien abtun. Denn Wehling stützt sich bei ihren Überlegungen auf neue Erkenntnisse der Erforschung menschlichen Denkens und Entscheidens: die Kognitionsforschung, die in Kalifornien ihren Anfang nahm. Wehling ist selbst in diesem Bereich tätig.

Demnach werden politische Entscheidungen nicht rational auf der Grundlage von Fakten gefällt, wie man lange dachte. Sondern durch Einrahmungen (Frames), die wir den Fakten verleihen. Wir ordnen Informationen im Verhältnis zu unseren körperlichen Erfahrungen und unserem Wissen über die Welt ein.

Dabei seien solche Deutungsrahmen immer selektiv, schreibt Wehling: «Sie heben bestimmte Fakten und Realitäten hervor und lassen andere unter den Tisch fallen.» Mit anderen Worten: Sprache ist hochpolitisch.

Kernenergie wie kerngesund

Wehling knüpft damit an das an, was der CDU-Politiker Kurt Biedenkopf 1973 als das «Besetzen von Begriffen» bezeichnete. Das gehört seither zum Einmaleins von Politik-Strategen, wie der Medienwissenschaftler Stephan Russ-Mohl kürzlich im «Schweizer Journalist» schrieb.

Die Forscherin untersucht in ihrem schmalen Buch solche sprachlichen Einrahmungen in der politischen Debatte zu Steuern, Arbeit bis zu Flüchtlingen. Sie kritisiert zum Beispiel, dass in Begriffen

wie «Flüchtlingswelle» und «Flüchtlingsflut» Geflohene oft mit Wassermassen in Verbindung gebracht werden. Die Menschen würden somit metaphorisch als Naturgewalt dargestellt, deren Bedrohung und Not dagegen ausgeblendet. Auch wenn Wehling in vielen Fällen keine besser geeigneten Begriffe vorschlägt, macht sie klar, dass neue Ansätze in der Politik auch einer neuen Sprache bedürfen.

Die AKW-Gegner haben dies schon lange erkannt, wie man in der Schweiz vor der Volksabstimmung Ende November sehen kann: Die Ausstiegs-Befürworter sprechen konsequent von «Atomenergie», die Gegner dagegen von «Kernenergie», was viel positiver klingt, weil in diesem Wort auch «kerngesund» mitschwingt.

Wer die Folgen der gesteigerten Treibhausgaskonzentration in der Atmosphäre ernst nimmt, kann davon lernen. Er sollte künftig von Klimaerhitzung reden.

tageswoche.ch/+vndnzi

×

Elisabeth Wehling: «Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht». Herbert von Halem Verlag, Köln 2016.

ANZEIGE

Ihre Feier mit Blick auf den Rhein

Bistro Restaurant chez Jeannot
Telefon +41 61 699 46 35
www.chezjeannot.ch



Zum ersten Mal geht der Kulturpreis der Stadt Basel an einen Übersetzer: Ulrich Blumenbach. Wir trafen den gebürtigen Lüneburger in seinem Basler Zuhause.

«Ich bin ein Verfechter eines freien Übersetzens»

von Naomi Gregoris

Ulrich Blumenbach ist bester Laune. Lachend empfängt er uns in seinem Haus im Wettsteinquartier, das Wohnhaus und Büro zugleich ist: Die unteren Stockwerke bewohnt der Übersetzer mit seiner Familie, im obersten Stock hat er sich ein Schreibzimmer eingerichtet.

«Kaffee?» Während die Bialetti aufbrüht, erzählt Blumenbach von seiner Überraschung, als er von der Auszeichnung erfuhr, vom Anzug, den er an die Preisverleihung anziehen wird (schwarz, ganz schlicht) und seiner Hochachtung vor dem amerikanischen Autor David Foster

Wallace, dessen Monumentalwerk «Infinite Jest» er übersetzt hat. Er übersetzte den Titel mit «Unendlicher Spass» und das Buch sei seinem Namen gerecht geworden, trotz der sechs anstrengenden Jahre, die Blumenbach für die Übersetzung aufbrachte.

Der Kaffee ist fertig und wir laufen hoch in Blumenbachs Schreibzimmer, zwei helle gekoppelte Räume, komplett mit Schreibtisch, Bett und vollgestellten Bücherregalen an allen Wänden. Bücher, so weit das Auge reicht – genauso hat man sich die Schreibstube vorgestellt. Blumenbach setzt sich, erzählt, gestikuliert und spricht enthusiastische 30 Minuten lang – genauso hat man sich den Übersetzer gewünscht.

Herr Blumenbach, Sie haben den Kulturpreis Basel-Stadt gewonnen. Damit geht die Auszeichnung erstmals an einen Übersetzer – normalerweise sind die Preisträger Kunstschaffende. Waren Sie überrascht?

Ja, natürlich. Die Auszeichnung kam aus heiterem Himmel. Ich hatte nicht damit gerechnet, aber fühle mich umso geehrt. Nicht nur für mich als Individuum, sondern auch als Würdigung für unseren Berufsstand.

Übersetzer arbeiten üblicherweise im Hintergrund. Ist das ein Fluch oder ein Segen?

Beides. Viele Übersetzer wollen unsichtbar sein. Viele Kollegen und Kollegin-



Eine Rampensau: Ulrich Blumenbach mag nicht nur im stillen Kämmerlein übersetzen, sondern macht gerne auch Lesungen.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Ulrich Blumenbach: «Viele Übersetzer würden gerne mehr über ihre Autoren sagen, bekommen aber keine Möglichkeit dazu.»

Ulrich Blumenbach arbeitet seit 1993 als Übersetzer. Zu «seinen» Autoren zählen Jonathan Lethem, Truman Capote, und Jack Kerouac. Er ist Lehrbeauftragter im Studiengang Literarisches Übersetzen an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf und leitet mit Fritz Senn das Zürcher Übersetzertreffen.

nen stehen nicht gerne in der Öffentlichkeit. Mich wundert das ein bisschen – ich bin eine Rampensau (lacht). Ich mache gerne Lesungen und war als Student in Laientheatergruppen. Was das allgemeine Auftreten angeht, glaube ich, dass es ein Fluch ist. Viele Übersetzer würden gerne mehr über ihre Autoren sagen, bekommen aber keine Möglichkeit dazu. Seit einiger Zeit bessert sich das aber und wir können Essays über unsere Autoren oder Nachworte zu unseren Übersetzungen schreiben – es freut mich sehr, dass wir unsere Sicht der Dinge darstellen dürfen.

Man steht aber stets im Schatten des Autors, den man übersetzt. Finden Sie es schade, dass Sie da nicht so viel Wertschätzung kriegen wie der Autor?

Nö, denn die hab ich ja nicht verdient. Die Ideen, alles Kreative, geht schliesslich auf die Kappe des Autors. Wir sind Kunsthandwerker: Übersetzer produzieren Kunst, aber sie produzieren sie nach, das Werk ist schon da. Natürlich müssen wir über die Mittel verfügen, das Kunstwerk angemessen, sprich auch mit künstlerischen Mitteln, reproduzieren zu können. Aber trotzdem würde ich mir nie anmassen, wirklich nicht, bei aller Eitelkeit, auf derselben Ebene zu stehen wie der Autor. Ich hab mir das nicht ausgedacht.

Das Publikum ist das eine – der Arbeitgeber ist das andere. Wie steht es um die Wertschätzung auf Betriebsebene?

Die ist insgesamt immer noch nicht hoch. Wir kriegen Seitenhonorare, die man mit dem Verlag aushandelt, und je nach Verlag eine Erfolgsbeteiligung. Die ist meist nicht sehr hoch. Die ersten Verlage arbeiten jetzt mit einer gemeinsamen Vergütungsvereinbarung, da kriegen wir eine Erfolgsbeteiligung ab dem ersten Exemplar. Das ist sehr gut, denn egal wie sich das Buch verkauft, wir kriegen auf jeden Fall einen Betrag dafür. Ist das Buch ein Flop, tragen wir das Risiko mit, ist es ein Überraschungserfolg und verkauft sich unerwartet gut, dann ist das auch für uns ein finanzieller Erfolg.

Ihre prominenteste Übersetzung «Unendlicher Spass» von David Foster Wallace war ein Überraschungserfolg. Genau, das war ein absoluter Glücksfall, davon hatte ich später noch lange was. Dafür mussten Sie durchhalten. Sie sassen sechs Jahre an dieser Übersetzung und kriegten minimale Vergütung – die «Süddeutsche» hat es ausgerechnet: 3 Euro die Stunde. Wieso tut man sich so was an?

Da muss ich ganz pathetisch sagen: In diesem Falle aus Liebe zum Buch. Wobei:

Wie in jeder Liebe geht mal was schief oder ist was frustrierend. Ich hatte zwischen- durch schon ein paar schwarze Löcher.

«Ich will, dass Texte im Deutschen ankommen. Das kann zu Problemen mit Autoren führen.»

Sechs Jahre am gleichen Buch – wird man da nicht wahnsinnig?

Doch. Ich hab «Unendlicher Spass» zwar psychisch nicht zu nah an mich ran gelassen. Aber diese Situation, jahrelang an einem Buch zu übersetzen und nicht zu wissen, ob es fertig wird, wie es fertig wird und ob ich die Zeit, die ich zum Übersetzen brauche, überhaupt werde finanzieren können – das ist ziemlich zermürbend.

Übersetzen muss primär aus Leidenschaft geschehen?

Absolut, ja.

Wurde denn Foster Wallaces Buch «Unendlicher Spass» seinem Namen gerecht?

Auf jeden Fall. Es war ungeheuer befriedigend, weil Wallace einfach ein so präziser, ein hervorragender Autor ist. Da



FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

ist jedes Wort, jeder Satz überlegt, es ist eine ästhetische Wonne.

Sie sagten einmal, «Unendlicher Spass» habe Sie verdorben. Wie meinten Sie das?

Seit diesem Buch denken viele, ich wäre ein Snob, der nur noch diese literarischen Mount Everests bezwingen will. Dabei übersetze ich sehr gerne Unterhaltungsliteratur und habe mich nach der Fertigstellung von «Unendlicher Spass» absichtlich bei einem Bestsellerverlag um eine Liebesschmonzette bemüht. Das Problem war, dass ich aus lauter Gewohnheit die Zielgruppe verfehlte und viel zu komplex übersetzte. Zum Glück hatte ich eine wunderbare Lektorin, die radikal durchgegriffen hat.

Ganz viel Rotstift.

Genau. Erst war ich schockiert darüber, schliesslich musste ich mir aber eingestehen, dass ich halt einfach das Deutsch dieses Genres Liebesroman verfehlt hatte. Kam am Ende aber trotzdem gut. Und seither habe ich auch immer wieder Unterhaltungsliteratur übersetzt. Diese Verdorbenheit konnte ich also stellenweise wieder rückgängig machen.

In einer Übersetzung stammen Bilder und Ideen stets vom Autor, die Sprache aber ist jene des Übersetzers. Wie

viel Autonomie haben Sie bei Ihrer Arbeit?

Es kann ein Problem werden, wenn zu viel vom Übersetzer drinsteckt. Ich lese grad die neu erschienenen Briefe von Harry Rowohlt, und der war so ein Fall: Egal welcher Autor oben reingesteckt wurde, unten kam immer Harry Rowohlt raus. So solls eigentlich nicht sein. Ich muss ein gutes Gehör dafür entwickeln, wie der Autor klingt. Wenn ich einen Truman Capote übersetze, dann darf der nicht wie David Foster Wallace klingen.

«Wenn ich ein Buch nicht mag, rede ich es mir schön, damit ich mich nicht an den Schreibtisch quälen muss.»

Oder wie Blumenbach.

Oder wie Blumenbach. Andererseits bin ich ein Verfechter eines freien Übersetzens. Ich will, dass Texte im Deutschen ankommen. Das kann zu Problemen mit Autoren führen.

Wieso?

Es gibt Autoren, die bewusst schräg, die bewusst nicht standardsprachlich schreiben. Die bewusst obskur schreiben. Das muss ich nachbilden, darf nicht vereinfachen. Dafür muss ich ein Gespür entwickeln: Für wen schreibt der Autor? Wie schreibt er? Wo will er hin? Das muss ich reproduzieren. Ein Beispiel: Ein angelsächsischer Autor versucht, einen russischen Immigranten nachzuahmen. Der noch kein perfektes Amerikanisch spricht, sondern eins, das mit russischen Brocken versetzt ist, dessen Syntax dem russischen Satzbau entspricht – das muss ich nachahmen, versetzt in den deutschsprachigen Raum. Ich muss also herausfinden, wie russische Immigranten in der Schweiz sprechen.

Wie gehen Sie da vor?

Ich versuche, diese Guppe zu finden und finde es vor Ort heraus.

Und dabei denkt man immer, Übersetzer sei so ein einsamer Job.

Überhaupt nicht, wir müssen ja unter Leute, die das Sprachwissen mitbringen, das wir für die jeweilige Übersetzung brauchen.

Haben Sie Kontakt zu den Autoren, die Sie übersetzen?

Oft ja. Bei David Foster Wallace war das leider nicht der Fall. Es war sehr schwierig, an ihn ranzukommen. Und dann brachte er sich um, ein Jahr bevor die Übersetzung erschien.

Das muss schon seltsam sein: Man ist dem Autor ganz nahe, mehrere Jahre lang – aber zu Gesicht bekommt man ihn nie.

Das ist sehr seltsam, ja. Merkwürdig war auch der Tag, an dem er gestorben ist. Weil ich so lange an dem Buch sass, hatte

sich eine Stimme in meinem Hinterkopf gebildet, die mir das Buch vorlas. Mit Wallaces Suizid verschwand die Stimme plötzlich, von einem Tag auf den anderen war sie weg. Das muss ein Ausdruck meiner Trauer gewesen sein. Anders kann ich mir das nicht erklären.

Gefallen Ihnen die Bücher, die Sie übersetzen?

In der Regel. Man legt sich als Übersetzer auch eine Art Präventiv-Mögen zu, damit man nicht ungern an den Schreibtisch geht. Es ist mir zum Glück sehr selten passiert, aber wenn ich ein Buch tatsächlich nicht mag, rede ich es mir schön, damit ich mich nicht an den Schreibtisch quälen muss. Jahre später merke ich dann vielleicht: Also wenn du ehrlich bist, das Buch hast du gar nicht so gemocht.

Sind Übersetzer gute Autoren?

Es gibt gute, ja. Isabel Bogdan beispielsweise oder Frank Heibert, der deutsche Übersetzer von Don DeLillo.

Und Sie haben sich nie überlegt, selber ein Buch zu schreiben?

Nö. Ich hab keinen Stoff. Beim Bücherschreiben muss beides zusammenkommen: Ein Autor braucht Liebe zur Sprache und eine Geschichte, die er erzählen möchte. Und ich habe zwar die Liebe zur Sprache, aber nichts zu erzählen.

Haben Sie ein Lieblingswort?

Nö, viele (lacht). Eins, das ich gerne nenne, ist «Altweibersommer». Dieses Wort evoziert so viel Stimmung und Atmosphäre, da ist so viel drin. Ein anderes ist «multifaktorielles Kausalgefüge». Muss ich mal bei Niklas Luhmann aufgeschnappt haben, das ist so eine klassische Imponiervokabel. Aber ich mag es, weil es präzise ist, weil es einen hochkomplexen abstrakten Sachverhalt in nur zwei Wörter presst.

Welches Buch würden Sie gerne noch übersetzen?

«Finnegans Wake» – wenn ich Millionär wäre. Das Werk ist Pralinenprosa: Sie können sich nicht davon ernähren, zwischendurch wollen sie eine Scheibe Schwarzbrot. Aber es ist unglaublich reiche und kostbare Prosa. Da kann ich aus dem Vollen meiner Muttersprache schöpfen. Und treffe auf Wörter, die ich noch nie übersetzt habe. Ich freue mich immer wieder, wenn ich sagen kann: Hey, das Wort habe ich noch nie übersetzt. Das ist jedes Mal ein Highlight.

tageswoche.ch/+yrmgw

×

Der Kulturpreis der Stadt Basel wird seit 1948 durch den Regierungsrat verliehen. Seit 1999 geht er jährlich «an verdienstvolle Basler Künstlerpersönlichkeiten, an eine Künstlergruppe oder Institution, die sich für das kulturelle Leben in Basel engagiert». Eine Fachjury empfiehlt dem Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt eine Preisträgerin respektive einen Preisträger. Der Preis ist mit 20000 Franken dotiert.

Wer einen Flughafen betritt, hat keine Geheimnisse mehr. Die Regierungen lassen alles tracken. Gähnen Sie jetzt nicht! Man könnte Sie deswegen für einen Terroristen halten.

So leicht kommen Sie auf die No-Fly-List

von Adrian Lobe

Die Regierungen verschärfen die Sicherheitsvorkehrungen an Flughäfen. Mittlerweile durchleuchten Airlines ihre Fluggäste von der Sitzplatz- bis zur Speisewahl. Und das ist erst der Anfang.

Bestellen Sie im Flugzeug häufig vegetarische Gerichte? Reservieren Sie einen Platz am Notausgang? Boarden Sie Ihren Flug eher spät als früh? Sind Sie in der Vergangenheit häufiger in arabische Länder gereist? Wenn Sie diese Fragen mit Ja beantworten, könnte das Risiko steigen, dass Sie ein Terrorist sind.

Das klingt natürlich völlig absurd, doch es macht deutlich, wie Sicherheitsbehörden im Kampf gegen den Terrorismus operieren.

Diesen April hat das EU-Parlament die Vorratsdatenspeicherung von Fluggastdaten (Passenger Name Record, PNR) beschlossen. Die PNR-Richtlinie nimmt Fluggesellschaften in die Pflicht, den EU-Mitgliedstaaten ihre Fluggastdatensätze zu überlassen und Fluggastdaten anlasslos zu speichern.

Bis zu 60 Einzeldaten jedes einzelnen Passagiers werden dabei gespeichert: Name, Anschrift, Geschlecht, Nationalität, Kreditkartendaten, Hotelreservierungen, Sitzplatzinformationen, Historie über nicht angetretene Flüge, One-Way-Tickets, Vielfliegereintrag oder spezielle Essenswünsche. Daraus lässt sich ein detailliertes Profil der Reisenden ableiten.

Gefährliche Gewohnheiten

Die Auswertung dieser Fluggastdaten soll den Behörden dabei helfen, Personen identifizieren zu können, die «vorher einer Beteiligung an terroristischen Aktivitäten oder schwerer Verbrechen unverdächtig waren», wie das EU-Parlament auf seiner

Website informiert. Im Kampf gegen den Terror will die EU Passagiere vollständig durchleuchten.

Die Weitergabe der europäischen Fluggastdaten an Drittländer wie die USA oder Kanada ist in dem Beschluss explizit vorgesehen, wobei die Kooperation mit Kanada auf der Kippe steht.

Vegetarier? Verdächtig

Was die Behörden mit den Daten genau machen und ob sie mögliche Korrelationen mit bekannten Gefährderprofilen anstellen, ist unklar. Die Behörden wollen sich dazu nicht äussern. Doch wer auf einem Flug von Frankfurt nach New York ein vegetarisches Menü bestellt und einen Sitzplatz am Notausgang hat, muss damit rechnen, dass seine Fluggastdaten beim FBI landen.

Airports wie Dubai tracken Fluggäste und erstellen detaillierte Bewegungsprofile.

Die Weitergabe von Fluggastdaten ist nur ein Baustein einer zunehmenden Überwachung von Reisenden. An immer mehr US-Flughäfen werden Gesichtserkennungssysteme installiert, um potenzielle Terroristen zu identifizieren. Das FBI hat eine Datenbank von 410 Millionen Fotos aufgebaut, die sich unter anderem aus Führerscheinfotos und Visumsanträgen speist.

Airports wie Dubai tracken Fluggäste ohne Erlaubnis und erstellen auf dieser Grundlage detaillierte Bewegungsprofile. Bereits 2014 hat der Flughafen in Helsinki ein umfassendes Tracking-System eingeführt, das Fluggäste vom Parkplatz bis zur

Abflughalle auf Schritt und Tritt verfolgt. Sensoren erfassen, wohin sich Passagiere bewegen, welche Geschäfte sie betreten und wann sie einchecken.

Offiziell wurde das System eingeführt, um etwaige Engpässe bei der Abfertigung zu vermeiden. Doch prinzipiell liessen sich dadurch auch Profile von Passagieren anlegen. Wer reist wann wohin?

Das Department of Homeland Security forscht derzeit unter Hochdruck an hochauflösenden Videokameras, die Personen aus bis zu zehn Metern Distanz anhand eines Iris-Scans erkennen. Diese biometrischen Merkmale sind so einzigartig wie ein Fingerabdruck.

Ein Mitarbeiter der Behörde sagte dem Portal «Defense One»: «Wenn jemand die Fluggastbrücke am Airport herunterläuft, können wir sagen: Diese Person wurde authentifiziert, sie darf in die Fast-Track-Lane rechts gehen. Diese Person nicht, sie muss zum Screening-Test nach links. Kann das Gerät in einen Computer gebaut werden, sodass es nicht ein Add-On-Gerät ist, wie eine Maus? Die Antwort lautet: Ja.»

Huch, ist der bleich!

Verdächtige nach links, Rechtschaffene nach rechts. Solche groben Raster führen in der Praxis schnell zu Diskriminierung. Dessen ungeachtet setzt die Transportation Security Administration (TSA) sogenannte «Screener» ein – Beamte, die verdächtiges Verhalten von Fluggästen aufspüren sollen.

Der Reisende wird beobachtet, ohne es zu merken. Screening of Passengers by Observation Techniques (Spot) heisst diese Observationstechnik.

Erst auf eine Verpflichtungsklage der Bürgerrechtsorganisation ACLU machte die Transportsicherheitsbehörde ihre geheime Checkliste publik. Verdächtigtes Verhalten umfasst demnach übermässiges

Gähnen, exzessives Räuspern oder aufgerissene Augen. Auch eine blasse Haut oder eine frisch rasierte Glatze soll einen Terroristen indizieren.

Es ist durchaus fraglich, wie man mit einer solch stereotypen Checkliste einen Terroristen entlarven will. Die Methodik ist höchst zweifelhaft und auch rechtsstaatlich heikel. Ein paar Abweichungen von der Norm können ausreichen, um auf einer No-Fly-List zu landen.

Tweet oder Ticket

Vergangenes Jahr wollte Chris Roberts, ein weltweit anerkannter Cybersicherheitsexperte, mit dem Flugzeug zu einer Konferenz reisen, von Colorado nach Los Angeles. Der private Sicherheitsdienst der American Airlines, die den Flug durchführte, liess ihn jedoch an der Boarding-Pass-Kontrolle nicht passieren.

Der Grund: Der Sicherheitsforscher hatte einige Tage zuvor auf Twitter Sicherheitslücken in der Bordelektronik von American Airlines öffentlich gemacht. Und das schmeckte der Fluggesellschaft gar nicht.

Roberts beschwerte sich, dass seine Warnungen in den Wind geschlagen wurden. Doch offensichtlich wurden seine Einlassungen auf Twitter genau gelesen –

und waren Grund genug, ihn auf eine No-Fly-List zu setzen. Roberts wurde vier Stunden lang vom FBI verhört. Laptop und andere elektronischen Geräte war erlos. Beschlagnahmt. Der Wissenschaftler verfolgte freilich keine böse Absicht, doch sein Tweet genügte, um ins Raster der Ermittler zu fallen.

Einmal auf der Liste, ist es eine Odyssee, bis man wieder von ihr gestrichen wird.

Es gibt mannigfaltige Gründe, warum man auf eine No-Fly-List gesetzt wird: Eine zufällige Namensidentität mit einem Terroristen, wiederholte Reisen in das «falsche» Land oder ein schlichter Formfehler. Nach Informationen der Enthüllungsplattform «The Intercept» stehen 47 000 Personen auf einer No-Fly-List. So viele Menschen leben etwa in Thun.

Erratisch und rassistisch

Das Verfahren, wie jemand auf diese Screening-Liste kommt, ist intransparent. Der Betroffene kann seinen Status nicht

abfragen, er erfährt es erst beim Boarding. Und steht man erst einmal auf dieser Liste, ist es eine Odyssee, bis man wieder von ihr gestrichen wird.

Die malaysische Architektin Rahinah Ibrahim, die fälschlicherweise auf die schwarze Liste gesetzt wurde, musste neun Jahre in gerichtlichen Auseinandersetzungen kämpfen, ehe ihr Name von der Liste genommen und sie wieder in die USA einreisen durfte.

Die No-Fly-List ist erratisch und erst noch rassistisch voreingenommen. Wobei es durchaus auch unverdächtige, weisse Männer treffen kann – sind doch selbst hochrangige Politiker wie der Senator Ted Kennedy schon auf der Liste gelandet.

Datenschutzler kritisieren seit jeher die Existenz dieser Liste. Allein, es scheint die Sicherheitsbehörden nicht von ihrer Obsession abzubringen, Daten zu sammeln. Wer die «falschen» Parameter hat, könnte künftig bei der Einreise eine böse Überraschung erleben.

tageswoche.ch/+go505

×

Überlegen Sie sich, welches Menü Sie für den Flug bestellen – sonst bleiben Sie vielleicht am Boden.

FOTO: ALAMY





«Viele Mütter sind allein.» Sandra Hofstetter, Gründerin der Gruppe «Basler Mamis 2.0».

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Digital

In der Facebookgruppe «Basler Mamis» finden 3400 Mütter Rat, wenns brennt. Manchmal kochen die Diskussionen zwar etwas gar hoch. Aber unter Freundinnen verträgt es das.

«Basler Mamis» erobern Facebook

von Andrea Fopp

Ende Oktober fragt eine Mutter auf Facebook: «Hand aufs Herz: Wie oft putzt ihr den WC-Spülkasten inwendig?» Und kriegt 30 Antworten von anderen Frauen. Eine schrieb: «Nie». Eine andere: «Mein Herzallerliebster wirft manchmal so einen Tab rein», eine Dritte: «Fast jeden Tag».

Die Diskussion lief in der Facebookgruppe «Basler Mamis 2.0» ab, einer geschlossenen Gruppe für Mütter aus der Region. Darin tauschen sich Frauen über alles Mögliche aus, wie eben die Frage nach dem WC-Spülkasten, oder darüber, ob man sich die Namen oder Gesichter seiner Kinder auf die Haut tätowieren lassen soll (29 Kommentare).

Grosser Bedarf, hohe Erwartung

Das scheint den Müttern in der Region ein grosses Bedürfnis zu sein. «Basler Mami 2.0» hat fast 3400 Mitglieder, pro Tag gibt es etwa 20 Einträge, wie Sandra Hofstetter sagt. Sie hat die Gruppe im Jahr 2011 gegründet und betreut die Seite gemeinsam mit fünf weiteren Administratorinnen ehrenamtlich.

Eigentlich wollte sie in erster Linie eine Online-Börse für Kinderartikel erstellen. Doch das wurde ihr bald zu viel: Es kamen immer mehr Mitglieder dazu, und die Mütter schalteten so viele Inserate auf, dass Hofstetter nicht mehr nachkam.

Ihre Devise war: Jedes Angebot wird überprüft, ob es auch seriös ist, bevor es online geht. Nicht bei allen Mitgliedern kam das gut an. «Einige Frauen schnauzten mich an, weil sie abends um zehn Uhr ein Inserat aufschalten wollten und wir es erst 24 Stunden später freigaben. Die überle-

gen sich nicht, dass ich selber auch Mutter bin und arbeite, sondern erwarten, dass ich rund um die Uhr online bin.»

Hofstetter hat einen sechsjährigen Sohn und arbeitet vier Tage als Köchin. Sie beschloss, den Verkauf zu verbieten.

Mittlerweile hat sich die Seite zu einem Diskussionsforum für alle Fragen rund um den Mutteralltag entwickelt. Doch die Frauen benehmen sich auch hier nicht immer so, wie Hofstetter sich das wünschte. «Bei gewissen Themen gibt es immer Zickenkrieg», sagt sie.

Ein Beispiel: Eine Mutter ruft dazu auf, keine Kinderfotos auf Facebook zu teilen, weil es viele pädosexuelle Menschen im Internet habe. Daraufhin antwortet eine andere Mutter: «Dein Mann hat selber Bilder eures Sohnes auf Facebook – hast du einen Schuss ab?»

Eine andere Mutter lädt stolz ein Foto ihrer Tätowierung auf die Seite, sie hat sich die Gesichter ihrer beiden Söhne in die Haut stechen lassen. Eine andere Frau schreibt: «Das ist aber nicht gerade schön.»

Meistens sind es aber die altbekannten Themen, die manche Basler Mamis den Anstand vergessen lassen: ob, wie lange und wo Mütter stillen, ob und wann sie ihre Kinder impfen oder wann ihre Kinder keine Windeln mehr brauchen.

Ratschläge und Kontakte

Wenn es ausartet, greifen die Administratorinnen ein, ermahnen und löschen allenfalls Kommentare. Ganz schön anstrengend. «Manchmal denke ich, 'jetzt längts'», sagt Hofstetter. Dennoch wirft sie den Bettel nicht hin.

Für viele Frauen sind die «Basler Mamis» nämlich ein wichtiger Ort, um Sorgen und Ratschläge zu teilen.

Eine Mutter schrieb kürzlich beispielsweise: «Ich weiss nicht mehr, was machen. Kaum sind meine Kinder wach, schimpfe ich nur noch und schreie rum. Sie hören nicht auf mich, das kostet mich solche Nerven.» Andere Mütter trösteten sie: «Es geht mir genau gleich.»

Wenn der Zickenkrieg ausartet, greifen die Administratorinnen ein.

Eine andere Mutter bat um Tipps, wie sie mit einem Haushaltsbudget von 200 Franken pro Woche durchkommen soll. Daraus hat sich eine lange Diskussion über günstiges Einkaufen und Kochen ergeben – und darüber, ob es okay ist, ennet der Grenze einzukaufen. Einige Mütter haben 1500 Franken pro Monat zur Verfügung, andere wiederum müssen mit 400 Franken auskommen.

Es gibt auch Frauen, die über «Basler Mamis» Freundinnen finden. Hofstetter sagt: «Viele Mütter sind allein. Die sind froh, wenn sie auf unserer Seite erfahren, wo sie andere Mamis treffen können.» Etwa alleinerziehende Mütter oder solche, deren Männer ständig arbeiten. «Denen fällt sonst die Decke auf den Kopf.»

Hofstetter und ihre Kolleginnen haben Pins mit dem Logo der «Basler Mamis» machen lassen und sie über die Facebookseite verkauft. Über 1000 Stück sind schon weg. «Im Park und an der Fasnacht erkennen wir «Basler Mamis» uns wieder», sagt Hofstetter.

Und da sage noch einer, soziale Medien machten einsam.

tageswoche.ch/+60leo

×

MUSEEN



Jackson Pollock, *Stenographic Figure*, ca. 1942, The Museum of Modern Art, New York, Mr. and Mrs. Walter, Bareiss Fund © Pollock-Krasner Foundation/2016, ProLitteris, Zurich FOTO: © 2016 DIGITAL IMAGE MOMA, NEW YORK/SCALA, FLORENZ

Kunstmuseum Basel

Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Der figurative Pollock

02.10.2016 – 22.01.2017 | Neubau, 2. Obergeschoss.
„Wenn man aus dem Unbewussten heraus malt, müssen zwangsläufig Figuren hervortreten“, sagte Jackson Pollock 1956 in einem Interview. Die grosse Sonderausstellung im Kunstmuseum Basel widmet sich erstmals dieser Perspektive auf den amerikanischen Künstler und möchte einen neuen Blick auf sein knapp drei Jahrzehnte umspannendes Werk lenken.

Museum Tinguely

Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

MUSIKMASCHINEN/ MASCHINENMUSIK

**HIER KÖNNTE IHR
INSERAT STEHEN.**

Nächste Woche steht wieder die Verleihung des Basler Pop-Preises an. Die mit 15 000 Franken dotierte Auszeichnung sorgt immer wieder für Diskussionen. Was bringt der Preis?

Preiset den Pop

von Marc Krebs und Olivier Joliat*

Es hat gedauert, bis der Grand Prix Musik der Schweizer Eidgenossenschaft breit diskutiert wurde. Als der Preis 2014 erstmals verliehen wurde und der Westschweizer Musiker Franz Treichler (Young Gods) 100 000 Franken in Empfang nehmen durfte, da war dies medial kaum der Gegenrede wert.

Dass der Bund schon vor zwei Jahren insgesamt fast eine halbe Million Franken ausschüttete, scheinen viele vergessen zu haben. Zur Erinnerung: Auch die 15 von der Fachjury des Bundes lediglich nominierten Musikerinnen und Musiker erhalten je 25 000 Franken. Diese stolzen Beträge regten kaum jemanden auf – erst als dieses Jahr Sophie Hunger den Grand Prix erhielt, waren hüben und drüben Wutreden zu vernehmen.

Natürlich, da ist die Summe dieses Grand Prix, stattliche 100 000 Franken. Das reicht für bedeutend mehr als eine vernünftig produzierte Platte, da müssen wir Knackebouls Behauptung in der TagesWoche relativieren. Mit 100 000 Franken kann sich eine Formation heute eine anständige kreative Auszeit nehmen und ein Album produzieren.

Und natürlich, da ist die Tatsache, dass Sophie Hunger schon von anderen Gremien gefördert worden ist. Aber heisst das, dass sie den Preis nicht verdient hat? Einen Preis, wohlgeachtet, um den man

sich nicht bewerben kann. Für den sie von einer Jury auserkoren wurde.

Das regt dazu an, sich Gedanken im Kleineren zu machen – aus aktuellem Anlass über den Basler Pop-Preis. Dieser wurde 2009 vom RFV Basel, der regionalen Popförderungsinstitution, lanciert – mit dem Ziel, die Spitze der Basler Popszene jährlich mit 15 000 Franken auszuzeichnen. Dafür wurde eine national besetzte, ständig wechselnde Fachjury einberufen. Damit will der RFV die Unabhängigkeit der Entscheide garantieren.

**Pro Jahr gibt Basel-Stadt
120 Millionen Franken
für die Kultur aus,
die Popförderung erhält
0,3 Prozent.**

Verfluchte sieben Mal wurde der Pop-Preis verliehen, Anna Aaron, The bianca Story, James Gruntz oder – zuletzt – die junge Band Serafyn haben ihn schon gewonnen.

Und seit es den Preis gibt, wird er von kritischen Fragen begleitet. Etwa jener, warum arrivierte Musiker nie zu den Gewinnern zählten (sowohl die Lovebugs als auch Brandhärd gingen leer aus, um zwei prominentere Beispiele zu nennen). «Es stimmt, dass die Jurys tendenziell jün-

geren Bands den Vorzug gegeben haben», sagt Tobit Schäfer, Geschäftsleiter des RFV. Aber der Pop-Preis solle nicht als Ehrung für ein Lebenswerk missverstanden werden. «Wir überlassen es den Jurys, Kriterien wie kontinuierliches Schaffen oder aktuelle Präsenz zu gewichten.»

Dennoch muss man nach sieben Jahren festhalten: Es bleibt unklar, wo die Trennlinie zwischen Nachwuchs- und Spitzenförderung verläuft. Einen Vorwurf konnte der RFV ein Stück weit entkräften: jenen, dass er seine Förderung auf junge Musiker fokussiere. Mit dem Anerkennungspreis (mit 5000 Franken dotiert) haben Musiker, die seit einem Vierteljahrhundert aktiv sind, die Chance, eine Auszeichnung zu erhalten.

Nur die Spitze des Eisbergs

Schäfer legt auch Wert darauf, dass der Pop-Preis nur die Spitze des Eisbergs sei. «Der Pop-Preis hat zwar klar den grössten medialen Effekt, wird öffentlich wahrgenommen. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die 15 000 Franken nur einen kleinen Teil unserer jährlichen Fördersumme ausmachen.»

Über verschiedene Angebote hat der RFV im vergangenen Jahr über 130 000 Franken an Bands verteilt. Und auch diese Summe relativiert sich beim Blick auf das Kulturbudget des Kantons: Jährlich gibt Basel-Stadt 120 Millionen Franken für die Kultur aus, die Popförderung erhält 0,3 Prozent. So gesehen sind die Pop-Gelder



Liegt ein Fluch über dem Pop-Preis?
Viele Gewinner lösten sich auf oder
liegen, wie The bianca Story, auf Eis.

FOTO: GREGOR BRÄNDLI

eigentlich nicht der Rede wert. Umso erstaunlicher, wie leidenschaftlich darüber diskutiert wird.

Der Grossteil der Fördergelder fliesst denn auch nicht in den Pop-Preis, sondern in den RegioSoundCredit. Damit werden Beiträge an Plattenproduktionen, Tourneen oder Videoclips vergeben. «In der Summe geht es hier um viel mehr Geld – nur werden diese Entscheide öffentlich weniger verhandelt», sagt Schäfer.

Von wegen Überförderung

Die Krux am Pop-Preis sei denn auch, dass die Nominierten im Rampenlicht stünden und mit ihnen auch das Preisgeld. Kleinere Projektbeträge in Höhe von 3000 bis 7000 Franken würden dabei überschattet. «Man muss sich vor Augen halten: Seit der Einführung des RegioSoundCredit vor 13 Jahren sind 167 verschiedene Bands mit über 1,2 Millionen Franken unterstützt worden», sagt Schäfer. Auch alle bisherigen Pop-Preis-Gewinner haben noch in anderer Form Beiträge erhalten. Für Anna Aaron war der Pop-Preis die sechste Unterstützung, The bianca Story haben in den letzten 13 Jahren gar sieben Mal vom Basler Fördertopf profitieren dürfen.

Droht da eine Überförderung? «Nein», sagt Tobit Schäfer, «es wäre zynisch, von einer Überförderung zu sprechen. Wenn eine Band wie Navel über den Zeitraum von 13 Jahren mit 43 000 Franken gefördert wird, dann macht das durchschnittlich keine 4000 Franken pro Jahr.» Damit schlage sich keine Band den Bauch voll.

Als anderes Beispiel nennt Schäfer James Gruntz, Bieler mit Basler Connection, der dieses Jahr mit dem Werkjahr der Fondation Suisa geehrt worden ist. «Er erhält 80 000 Franken auf einen Schlag. Das ist eine ganz andere Dimension als die 32 000 Franken, die er in vier Jurierungen von uns erhalten hat.»

Was das Suisa-Werkjahr mit dem Pop-Preis gemein hat: Für beides kann man sich nicht bewerben. Beim Pop-Preis reicht eine «Academy» Vorschläge ein. Diese Academy besteht aus aktuellen und ehemaligen Jurymitgliedern. Mittlerweile ist sie auf über 60 Fachleute angewachsen: Konzertveranstalter, Musikjournalistinnen, Produzenten sind Teil dieses international besetzten Juryboards.

Mehr als ein Drittel der Juroren lebt ausserhalb Basels. Damit solle sichergestellt werden, dass eine Formation wirklich überregionale Wirkung und Ausstrahlung hat, sagt Tobit Schäfer. Allerdings drängt sich der Einwand auf, ob dadurch nicht Mundarttexter benachteiligt würden: Kann eine Tessiner Jurorin oder ein französischsprachiger Veranstalter Mundart-Rap genügend gut ein- und wertschätzen? «Solche Fragen diskutieren und gewichten die Jurys jeweils. Auch wenn ich persönlich nicht jeden Entscheid gleich gefällt hätte, finde ich, dass jede bisherige Auszeichnung vertret- und nachvollziehbar war», sagt Schäfer.

Schaut man sich die Liste der sieben bisherigen Gewinner an, scheint auf dem Preis aber ein Fluch zu lasten. Um Sheila She Loves You ist es seit Gewinn des Prei-

ses ruhig geworden. The bianca Story liegen auf Eis, Navel und Slag In Cullet haben sich aufgelöst. Gerade das Ende von Slag In Cullet sorgte für Diskussionen. Beim Gewinn 2012 freute sich Bassistin Rafaela Dieu, «weil damit die Finanzierung des neuen Albums gesichert ist». Das Album erschien nie. Stattdessen gab die Band zehn Monate später ihr Ende bekannt.

Böse Zungen bemühten das Klischee: Typisch Schweizer Band – kaum wird es ernst, hört man auf. Das stimmt höchstens teilweise. Slag In Cullet gibt es zwar nicht mehr, aber die drei Mitglieder spielen in neuen Bands und beleben die Basler Musikszene mit ihrem Engagement.

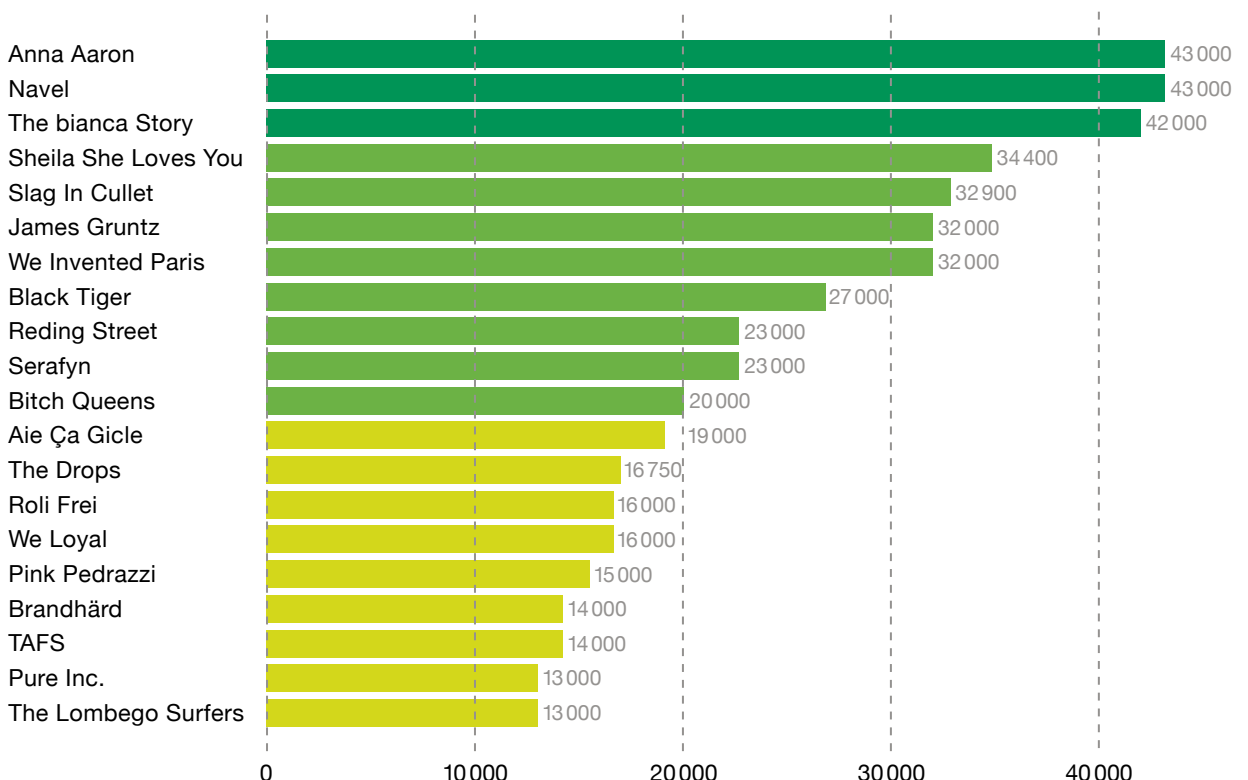
Kein schlechtes Gewissen

Sänger Andy Rösli singt mit seiner neuen Band Kobra Effekt bald im Hirschi (19.11.). Rafaela Dieu spielt in der Black Band Zeal & Ardor Bass und bringt mit dem Konzertlabel Deep Drone deftige Gitarren auf Basler Bühnen. Und auch Drummer David Burger ist der Szene erhalten geblieben.

«Die Trennung war persönlich schwer zu verdauen», resümiert Burger heute. Verfluchter Pop-Preis? Nein, dieser hatte keinen Einfluss auf die Bandtrennung, sagt Burger. Und ein schlechtes Gewissen, 15 000 Franken in den Sand gesetzt zu haben, hat er nicht: «Das Risiko ist immer dabei. Kritik wäre höchstens angebracht, wenn wir uns für den Preis beworben hätten.» Der RFV sieht das gleich. «Der Pop-Preis ist keine festverzinsliche Staatsanleihe», heisst es seitens Förderverein.

Preisgekrönt
Die Liste zeigt jeweils den Gesamtbetrag, den ein Act über die Jahre vom RFV erhalten hat. Oft wird ein Act mehrmals gefördert – mit dem Pop-Preis oder auch mit kleineren Beiträgen an Aufnahmen, Tourneen oder Videos.

RFV Basel: Beiträge an Bands 2004–2016 in CHF



Heute ist das Schlagzeug Burgers Hobby, sein Beruf aber ist die Bandförderung. Mit seiner GmbH Reelmusic übernimmt er das Management von Künstlern. Seine Erfahrungen helfen ihm dabei auch als Manager. Gut die Hälfte der mehr als 20 Künstler und Bands, die er betreut, stammen aus Basel. Darunter Debrah Scarlett, die für Norwegen beim letzten Eurovision Song Contest antrat, Zeal & Ardor sowie die aktuell nominierten Bleu Roi oder die letztjährigen Pop-Preis-Gewinner Serafyn.



«Der Preis ist keine Erfolgsgarantie. Ohne Talent helfen auch 15 000 Franken nicht.»

David Burger, Pop-Preis-Gewinner 2012 (Slag in Cullet)

«Der Preis wird auch im Ausland wahrgenommen», berichtet Burger. Dass dieser 2015 an Serafyn, die jüngste, unerfahrenste Band ging, sei nur innerhalb Basels ein Thema. Burger versteht die Kritik nicht. Für ihn sind die Strukturen wichtiger als das Alter einer Band. An den Strukturen erkenne man, ob eine Band seriös ihre Zukunft plane. Dennoch: «Der Preis ist keine Erfolgsgarantie. Ohne Talent helfen auch 15 000 Franken nicht. Hast du Talent und triffst den Zeitgeist, sind sie ein Bruchteil des Gesamtbudgets.»

«Die 15 000 Franken finde ich in der Höhe passend, um sie in die Hände einer Band zu legen», sagt Jean Zuber, Direktor von Swiss Music Export, einer Einrichtung, die Schweizer Bands im Ausland promotet. «Damit kann man einen Bandbus kaufen oder ein Album finanzieren, also elementare Bedürfnisse einer Band decken.» Grössere Preisgelder, wie sie etwa die Stadt Zürich, der Kanton Aargau oder das Bundesamt für Kultur ausschütten, sollten dagegen begleitet sein. «Einen Preis zu vergeben, bedeutet schlicht weniger Arbeit als ein normaler Förderbeitrag, dessen Erfüllung dann dokumentiert und belegt werden muss.»

Die Mischung der Geldvergabe des RFV findet Zuber äusserst lobenswert. «In Basel entwickelte sich in den letzten Jah-

ren die lebendigste Musikszene der Schweiz. Nicht nur wegen der variantenreichen Bandförderung. Hier wurde auch erkannt, dass eine gesunde Szene Strukturen wie Labels und Agenturen braucht.»

Parallel zur ersten Verleihung des Basler Pop-Preises wurde 2009 auch der mit 12 000 Franken dotierte Business-Support vergeben. Tatsächlich bietet Basel heute ein professionelleres Umfeld, was Managements, Labels und Bookingagenturen angeht. So ist Burgers Reelmusic nur eine der international tätigen Firmen innerhalb des Basler Popgeschäfts, das in den letzten Jahren auch durch andere Agenturen wie Radicalis und Labels wie ATree in a Field, Czar of Crickets oder Lux Noise aufhorchen liess.

Der Gang über die Grenze

12 000 Franken sind für diese KMUs nur ein Zustupf, verbunden aber mit einer schönen Anerkennung. Denn wie Zuber es auf den Punkt bringt: «Die Popszene ist im Gegensatz zu Theater, Tanz oder Film der einzige Kulturbereich, der auf eigenes Risiko loslegt, bevor die Finanzierung steht. Klappt es nicht, wird halt der Gürtel enger geschnallt und gelitten.» Dass Musiker aus Basel bei Schweizer Auszeichnungen wie dem Grand Prix Music nicht so präsent sind, erklärt Zuber so: «Die Schweiz hat Basel vielleicht so wenig im Fokus wie sich auch Basel weniger auf die Schweiz ausrichtet. Dafür blickt man hier über die Grenzen. An den internationalen Festivals treffe ich immer mehr Basler Bands.»

Auch dank der Förderung: «Ein Startbudget bringt jeder Band generell einen Vorteil, macht sie für Booker, Label und Promoter attraktiver», so Zuber. Einfach spielen bringe bei Branchen-Festivals, die teils Fleischschauen gleichen, nichts. Man muss im Vorfeld das Interesse der internationalen Branchen-Profis wecken, sonst spielt man vor leeren Rängen.

Diese Mobilisierung ist Teil der Arbeit von Zuber. «Früher musste ich bei internationalen Bookern und Festivals hoffen, dass sie das Telefon abnehmen und sie bitten, sie sollten sich doch mal diese oder jene Schweizer Band anhören. Heute häufen sich die Anfragen von Bookern und Agenturen und fast alle Festivals wollen die Schweiz als Gastland.»

Den grössten Schub für Swiss Music Export als Vermittler und Förderer sowie die hiesige Szene wäre laut Zuber aber ein weiterer internationaler Erfolg eines Schweizer Künstlers: «Geil wäre ein nächster Schweizer Star wie Sophie Hunger, Boy oder Bonaparte. Das öffnet neue Türen und weckt weiteres Interesse. Das würde allen Künstlern hier helfen, egal aus welcher musikalischen Richtung.»

tageswoche.ch/+4tckh

*Olivier Joliat spielt Schlagzeug bei den Lombego Surfers, die dieses Jahr für den Pop-Preis nominiert sind.

Soziale Plastik



Soziale Kunst zum Ersten

Der Social Muscle Club ist wieder da, diesmal in der Kunsthalle. Auf den Spuren von Joseph Beuys und seiner Vorstellung einer gesellschaftsverändernden Kunst, der Sozialen Plastik, will man am Freitagabend dessen häufig zitiertem Spruch auf den Grund gehen: Das Atelier ist zwischen den Menschen. Dafür gibt es auch einen Dresscode: schwarz.

Social Muscle Club #7, Kunsthalle Basel, Freitag, 4. November, 19 Uhr.
www.socialmuscleclub.ch

Versteigerung

Soziale Kunst zum Zweiten

Der Berufsverband der visuellen Künstler Visarte feiert dieses Jahr das 150. Jubiläum – in Basel mit dem Projekt «ouvert et solidaire» im M54. Kunstschaffende aus der Region haben Werke gespendet, die unter anderem an einer Versteigerung erworben werden können. Der Erlös geht an zwei Hilfsorganisationen.

Versteigerung im Projektraum M54, Samstag, 5. November, 17.30 Uhr.
www.visarte-basel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region

04. bis 10. November

ANZEIGE



EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40. CHF / MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO

pathe.ch/basel

BASEL	CAPITOL
Steinenvorstadt 36	kitag.com
• DOCTOR STRANGE [12/10 J] 14.00/17.00/20.00 ^{E/d/f}	
• FINDET DORIE [4/4 J] 14.00 ^D	
• THE ACCOUNTANT [16/14 J] 17.00 ^{E/d/f}	
• INFERNO [14/12 J] FR-DI: 20.00 ^{E/d/f}	
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] MI: 20.00 ^{E/d/f}	

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7	kultkino.ch
• MAPPLETHORPE: LOOK AT THE PICTURES [16/14 J] FR/SA/MO-MI: 12.15–SO: 11.30 ^{E/d} SO: MIT EINFÜHRUNG ZUM THEMA UND IN DEN FILM DURCH MAI 36 GALERIE	
• LA TORTUE ROUGE [8/6 J] FR/MO/DI: 12.20 SA/SO: 11.15 ^{ohne Dialog}	
• RAVING IRAN [8/6 J] 16.45/21.15 FR/MO-MI: 12.30 ^{Farsi/d}	
• HIERONYMUS BOSCH – THE GARDEN OF DREAMS [12/10 J] 16.20–FR/SA/MO-MI: 12.45 ^{Ovid}	
• SNOWDEN [12/10 J] 14.00/20.30 ^{E/d}	
• TSCHICK [12/10 J] FR/SA/MO-MI: 14.00–SO: 12.45 ^D	
• COMANCHERIA – HELL OR HIGH WATER [16/14 J] 14.15–FR-MO/MI: 18.50/21.00 DI: 18.30 ^{E/d}	
• BARAKAH MEETS BARAKAH [16/14 J] 14.30 ^{Arabis/d/f}	
• LA FILLE INCONNUE [12/10 J] 14.30/18.30/20.45 ^{F/d}	
• TONI ERDMANN [12/10 J] 15.50 ^D	
• CÉZANNE ET MOI [8/6 J] 16.30 ^{F/d}	
• DIE WELT DER WUNDERLICHES [0/0 J] 21.00–FR-MO/MI: 16.40 DI: 16.30 ^D	
• FRANTZ [12/10 J] 18.15 ^{D/F/d/f}	
• CAPTAIN FANTASTIC [12/10 J] 18.45 ^{E/d}	
• SWISS ARMY MAN [16/14 J] 19.00 ^{E/d/f}	
• ALPZYT [8/6 J] SA: 12.00 ^{Dialekt}	
• MR. GAGA [6/4 J] SA/SO: 12.00 ^{Ovid}	
• UN JUIF POUR L'EXEMPLE [14/12 J] SO: 10.40 ^{F/d}	
• LAUTLOSE FLUCHT SO: 11.00 MIT ANSCHL. GESPRÄCH MIT DEM REGISSEUR. NACH DER FILMVORFÜHRUNG GIBT ES EINE STADTFÜHRUNG MIT GEBÄRDENSPRACHE.	
• THE ADVENTURES OF A WUNDERKIND SO: 12.00 ANSCHL. GESPRÄCH MIT DEM OPER-DRAMATURGEN PAVEL JIRÁČEK.	
• SURF FILM NACHT DI: 20.30 ^E	

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1	kultkino.ch
• MA LOUTE [12/10 J] 14.00/18.40 ^{F/d}	
• DON'T CALL ME SON [16/14 J] 14.15/21.10 ^{Port/d/f}	
• NEBEL IM AUGUST [12/10 J] 16.00 ^D	
• LOU ANDREAS-SALOMÉ [12/10 J] 16.30 ^D	
• WILD PLANTS [12/10 J] 18.45 ^{Ovid}	
• LA PAZZA GIOIA [16/14 J] 21.00 ^{I/d/f}	
• EUROPE, SHE LOVES [16/14 J] SO: 12.00 ^{E/d}	
• A DRAGON ARRIVES! [16/14 J] SO: 12.15 ^{Ovid/f}	

NEUES KINO

Klybeckstr. 247	neueskinobasel.ch
• EL ÁNGEL EXTERMINADOR FR: 21.00 ^{Sp/d}	

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55	pathe.ch
• THE ACCOUNTANT [16/14 J] FR/MO/DI: 12.20–FR/DI: 17.40 SA/MO/MI: 20.20–SO: 10.20 ^{E/d/f}	

FR/MO/DI: 15.00 FR/SO/DI: 20.20–SA/MO/MI: 17.40 ^D	
• SNOWDEN [12/10 J] 18.10–FR/MO/DI: 12.30/15.20 SA/SO: 10.45 ^D	
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS [12/10 J] 17.30–FR/MO/DI: 12.40 FR/SA/MO-MI: 15.00/20.00 FR/SA: 22.30–SA: 10.30 SO: 11.00/19.15 ^D	
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] FR/MO/DI: 13.00/15.30 FR/SO/DI: 18.10–FR/SA: 23.20 SA/SO/MI: 15.00–SA/MO: 20.45 ^D FR/SO/DI: 20.45 SA/MO/MI: 18.10 ^{E/d/f}	
• DIE INSEL DER BESONDEREN KINDER – 3D [12/10 J] FR/MO/DI: 13.00 FR-MO/MI: 18.00 ^D	
• THE GIRL ON THE TRAIN [16/14 J] 13.00–FR/SO/DI: 15.30/20.30 SA: 10.40/23.00–SA/MO: 18.00 ^D FR/SO/DI: 18.00–FR: 23.00 SA/MO/MI: 15.30–SA/MO: 20.30 SO: 10.40–MI: 21.00 ^{E/d/f}	
• DR. STRANGE [12/10 J] 13.10–SO: 18.10–MI: 20.40 ^D	
• DR. STRANGE – 3D [12/10 J] 15.40–FR: 18.10/23.10 SA/MO: 20.40–DI: 18.05 ^D FR/SO: 20.40–SA/SO: 10.45 SA/MO/MI: 18.10–SA: 23.10 DI: 20.35 ^{E/d/f}	
• HELL OR HIGH WATER [16/14 J] 18.00/20.15 FR/MO/DI: 13.30/15.45 FR/SA: 22.30 ^{E/d/f}	
• BAD MOMS [14/12 J] 15.40–FR-MO/MI: 20.40 FR/SA: 22.50–DI: 17.50 ^D	
• OUIJA: URSPRUNG DES BÖSEN [16/14 J] FR-DI: 21.00–FR/SA: 23.15 ^D	
• WAR DOGS [12/10 J] FR/SA: 23.00 ^D	
• TROLLS [0/0 J] SA: 11.00–SA/SO/MI: 13.00 ^D	
• TROLLS – 3D [0/0 J] SA/SO: 11.20 ^{E/d/f} SA/SO: 11.30 SA/SO/MI: 13.30/15.45 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG – 3D [6/4 J] SA/SO: 11.50 ^{E/d/f} SA/SO/MI: 14.00/16.00 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG [6/4 J] SA/MI: 13.00–SO: 13.30 ^D	
• FINDET DORIE – 3D [0/0 J] SA/MI: 13.30–SO: 15.50 ^D	
• FINDET DORIE [0/0 J] SA/MI: 15.50–SO: 13.30 ^D	
• KUBO – DER TAPFERE SAMURAI – 3D [8/6 J] SA/SO/MI: 13.30 ^D	
• Bolschoi Theater Moskau: DER HELLE BACH [0/0 J] SO: 16.00 ^{Ov}	
• MEN'S NIGHT: MASTERMINDS DI: 20.30 ^D	
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK [14/12 J] MI: 20.40 ^D	

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8	pathe.ch
• INFERNO [14/12 J] 15.30–FR/MO/DI: 13.00 FR/SO/DI: 18.00–FR: 23.00 SA/MO/MI: 20.30 ^D	
• BAD MOMS [14/12 J] SA/SO/MI: 13.20 ^D	

REX

Steinenvorstadt 29	kitag.com
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] FR-DI: 14.30/17.30/20.30 MI: 14.00/17.00 ^{E/d/f}	
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS [12/10 J] 15.00/18.00/21.00 ^D	
• KITAG CINEMAS Männerabend: JACK REACHER: NEVER GO BACK MI: 20.00 ^{E/d/f}	

STADTKINO

Klostergasse 5	stadtkinobasel.ch
• A CINEMA OF DISCONTENT FR: 16.00 ^{Ov} IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS	
• MAHI VA GORBEH – FISH AND CAT [16/14 J] FR: 18.30 ^{Farsi/d} IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS	
• KURZFILMPROGRAMM	

KAMRAN SHIRDEL FR: 21.30 ^{Ov/E}	
• FILMFARSI SA: 15.15 ^{Ov} IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS	
• STARLESS DREAMS – ROYAHAYE DAME SOBH [12/10 J] SA: 17.45–MI: 21.00 ^{Ov}	
• DER AMERIKANISCHE FREUND [16/14 J] SA: 20.00 ^{Ov/E/f/d}	
• WINCHESTER, 73 [12/10 J] SA: 22.15 ^{E/sp/d}	
• THE TRAVELER SO: 13.30 ^{Ov/d/f}	
• LATE SPRING [12/10 J] SO: 15.15 ^{Japan/d/f}	
• DIE GETRÄUMTEN [0/0 J] SO: 17.30 ^D	
• DON'T COME KNOCKING [12/10 J] SO: 20.00 ^{E/d/f}	
• EVERY THING WILL BE FINE [6/4 J] MO: 18.30 ^{E/d}	
• FALSCHER BEWEGUNG [16/14 J] MO: 21.00 ^D	
• THE FACE OF JIZO DI: 18.00 ^{Japan}	
• DER HIMMEL ÜBER BERLIN [6/4 J] MI: 18.30 ^D	

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16	kitag.com
• THE GIRL ON THE TRAIN [16/14 J] 14.30/17.15/20.00 ^{E/d/f}	

FRICK

Kaistenbergstr. 5	fricks-monti.ch
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] FR/MO: 20.15 ^D	
• PETS – 3D [0/0 J] SA: 13.00 ^D	
• TROLLS – 3D [0/0 J] SA/SO/MI: 15.00 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG – 3D [6/4 J] SA/SO/MI: 17.00 ^D	
• INFERNO [14/12 J] SA/SO: 20.15 ^D	
• FINDET DORIE – 3D [0/0 J] SO: 13.00 ^D	
• JACK REACHER: KEIN WEG ZURÜCK [14/12 J] MI: 20.15 ^D NAB MOVIECARD NIGHT	

LIESTAL

Kanonengasse 15	oris-liestal.ch
• INFERNO [14/12 J] FR: 18.00–SA: 17.45 ^D	
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] 20.15 ^D	
• OUIJA: URSPRUNG DES BÖSEN [16/14 J] FR: 22.55–SA: 22.45 ^D	
• TROLLS [0/0 J] SA: 11.00–SO: 13.45–MI: 14.00 ^D	
• FINDET DORIE [0/0 J] SA: 13.30 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG – 3D [6/4 J] SA: 15.45 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG [6/4 J] SO: 15.45–MI: 16.00 ^D	
• ALPZYT [8/6 J] MO-MI: 18.00 ^{Dialekt}	

SPUTNIK

Poststr. 2	palazzo.ch
• DIE WELT DER WUNDERLICHES [0/0 J] FR/SA: 18.00 ^D	
• UN PEU, BEAUCOUP, AVEUGLEMENT [8/6 J] FR-MO: 20.15–DI/MI: 18.00 ^{F/d}	
• FRANTZ [12/10 J] SO: 11.00–MI: 20.15 ^{D/F/d}	
• CÉZANNE ET MOI [8/6 J] SO: 15.30 ^{F/d}	
• POWER TO CHANGE [8/6 J] SO: 18.00 ^{Ovid/f}	
• HIERONYMUS BOSCH – THE GARDEN OF DREAMS [12/10 J] MO: 18.00 ^{Ovid/f}	
• LA PAZZA GIOIA [16/14 J] DI: 20.15 ^{I/d}	

SISSACH

Felsenstrasse 3a	palacesissach.ch
• BRIDGET JONES'S BABY [10/8 J] 18.00 ^D	
• WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS [12/10 J] 20.30 ^D	
• STÖRCH – ABENTEUER IM ANFLUG [6/4 J] SA/SO/MI: 16.00 ^D	



Kevin Spacey spielt als Francis Underwood in «House of Cards» den Streaming-Anbieter Netflix an die Marktspitze. FOTO: NETFLIX

Kultwerk #253

Ganz ohne schmutzige Tricks kommt keiner ins Weisse Haus. Doch wer alle davon nutzt, sitzt im «House of Cards».

Mächtig Blut an den Händen

von Marc Krebs

Die Zukunft liegt in der Fiktion. Serien-Fans wissen das schon lange. Ein afroamerikanischer Präsident? Gab es schon, bevor Barack Obama seine Kandidatur auch nur vorbereitete. In der Action-Reihe «24».

Wie spannend und visionär eine Serie sein kann, ohne dass ein Agent im Mittelpunkt zu stehen braucht, zeigt seit einigen Jahren «House of Cards». Diese ist im US-Zentrum der politischen Macht angesiedelt: in Washington.

Francis J. Underwood (Kevin Spacey) vertritt im Repräsentantenhaus vordergründig die Interessen seiner Partei (den Demokraten) und seines Bundesstaates (South Carolina). Vor allem aber vertritt er seine eigenen Interessen. Denn er will ganz nach oben, ins Weisse Haus. Und setzt dafür alles aufs Spiel.

Underwood ist ein Taktiker der Extraklasse, ein Intrigant, der alles unternimmt

für seine Ziele. Seine Gattin Claire (Robin Wright) agiert ebenso ambitioniert und zielgerichtet. Gemeinsam bilden sie das faszinierendste und irritierendste KMU, das man die letzten Jahren im Fernsehen sehen konnte. Oder besser: im Internet.

Denn visionär ist schon nur die Entstehung der Serie: Sie wurde nicht wie üblich von einem grossen TV-Sender finanziert, sondern von einem neuen Player im Geschäft: Netflix. Der Anbieter von Internet-Streamings veröffentlichte 2013 auf einen Schlag die erste Staffel von «House of Cards» und ermöglichte den Abonnenten so, alle Folgen am Stück zu schauen.

Visionäres Erfolgsmodell

Diese Dauerverfügbarkeit hat den Begriff «Binge Watching» für einen Serienmarathon etabliert. Oder frei übersetzt: Serien glotzen, bis die Augen zufallen.

So hat das Internet das klassische Fernsehen überholt, wo man Serien weiterhin portionenweise schauen muss, oft zusätz-

lich unterbrochen durch Werbung. Bei Online-Anbietern wie Netflix bestimmt der Abonnent, wann er was sehen will. Ein Erfolgsmodell in Zeiten der «Internetpiraterie», wie sich herausstellte.

Der Erfolg war gut kalkuliert: So hatte Netflix vorgängig die Sehgewohnheiten von 29 Millionen Kunden ausgewertet. Diese zeigten, dass Serienthriller beliebt seien, ebenso Filme mit Kevin Spacey und Regisseur David Fincher. Also sicherte sich Netflix diese Leute – und gab all die Informationen an die Drehbuchautoren weiter. Das liess man sich extraordinär viel kosten: Vier Millionen Dollar kostete eine Folge (50 Minuten). Auch das hat es zuvor bei Serien nicht gegeben.

Echt fesselnd

Dennoch merkt man der Serie nicht an, wie viel Kalkül in ihr steckt. Sie ist schlicht fesselnd: Wie das Ehepaar Underwood in Washington seine Karrieren vorantreibt, wie es Freunde links liegen lässt – und auch sein Ehegelübde – das ist grosse Spannung, grosses Theater. Da ist alles drin, was ein grosses Drama verlangt. Hervorragend gespielt und spannend bis zur vierten Staffel, in der wir einen Wahlkampf erleben (kommt uns bekannt vor), eine Frau sehen, die politisch aus dem Schatten ihres Mannes tritt, in der das FBI, Russland und Internetdaten eine Rolle spielen sowie Lügen, Lügen, Lügen.

Sie merken es: Da finden sich durchaus Parallelen zum echten US-Wahlkampf. Was auf Twitter zu einer denkwürdigen Botschaft eines Francis J. Underwood geführt hat: «Hätte man aus Donald Trumps Wahlkampf eine Fernsehserie kreiert, wäre diese als zu unrealistisch belächelt worden. Selbst von mir.»

tageswoche.ch/+si0k5

×



Nach dem Ernstfall: Demo in Basel im November 1986.

FOTO: KEYSTONE

Zeitmaschine

1986 publizierte Ulrich Beck die Theorie einer «Risikogesellschaft». Die Praxis zeigten Tschernobyl und Schweizerhalle.

Das Buch zur Katastrophe

von Martin Stohler

Es gibt Bücher, die erscheinen zur richtigen Zeit mit dem richtigen Titel. Ulrich Becks «Risikogesellschaft» ist ein solches Buch. Den Zeitpunkt seines Erscheinens könnte man – wäre es nicht zynisch – optimal nennen, kam Becks Buch doch nur wenige Wochen nach dem atomaren Super-GAU in Tschernobyl vom 26. April 1986 heraus.

Und den passenden Titel trug das Buch, weil er etwas benannte, das in jenen Tagen vielen Menschen zu dämmern begann: Wir sind alle Teil einer Gesellschaft, die infolge der Grosstechnologien mit enormen Risiken behaftet ist.

Mit dem Super-GAU von Tschernobyl offenbarte sich eine neue Dimension dieser Risikogesellschaft: Da flog in der fernen Sowjetunion ein AKW in die Luft und in türkischen Haselnüssen, in den Fischen im Lago Maggiore und in der Schweizer Kuhmilch stiegen die Strahlenwerte.

Risiken und damit Unglücksfälle und Katastrophen hatten auch schon frühere

Gesellschaften gekannt. Doch diese Katastrophen hatten sich jeweils in Grenzen gehalten, sei es, dass sie örtlich beschränkt waren oder vor sozialen Schranken halt machten. Das war nun anders: Landesgrenzen konnten die Atomwolken nicht stoppen.

Bruch innerhalb der Moderne

Für den Soziologen Ulrich Beck war «Tschernobyl» die Spitze des Risiken-Eisbergs, auf den der Tanker «Moderne» zusteuerte. Diese Ballung gesellschaftlich produzierter Risiken bedeutete für Ulrich Beck «das Ende des 19. Jahrhunderts, das Ende der klassischen Industriegesellschaft mit ihren Vorstellungen von nationalstaatlicher Souveränität, Fortschrittsautomatik, Klassen, Leistungsprinzip, Natur, Wirklichkeit, wissenschaftlicher Erkenntnis usw.»

Dem lag die Einschätzung zugrunde, «dass wir Augenzeugen – Subjekt und Objekt – eines Bruches innerhalb der Moderne sind, die sich aus den Konturen der klassischen Industriegesellschaft herauslöst und eine neue Gestalt – die hier so

genannte (industrielle) «Risikogesellschaft» – ausprägt».

Beck hatte nicht den Anspruch, mit seinem Buch repräsentative, nach den Regeln der empirischen Sozialforschung erhobene Daten vorzulegen. Er verfolgte ein anderes Ziel: Es ging ihm darum, «gegen die noch vorherrschende Vergangenheit die sich schon abzeichnende Zukunft ins Blickfeld zu heben».

Politischer Zündstoff

Dabei richtete Beck unseren Blick nicht zuletzt auch auf die Gegenwart, etwa wenn er schrieb: «Mit der Anerkennung von Modernisierungsrisiken bildet sich so unter dem Druck wachsender Gefahren ein eigentümlicher politischer Zündstoff. Dem, was gestern noch möglich war, sind heute plötzlich Grenzen gesetzt. (...) Was eben noch jenseits der politischen Zugriffsmöglichkeiten lag, gerät in den Einflussradius der Politik.»

Was Letzteres konkret bedeuten konnte, sollte sich nur wenige Monate nach Erscheinen von Becks Buch in den Tagen nach dem 1. November 1986 in der Region Basel zeigen. Die Brandnacht von Schweizerhalle rüttelte Tausende auf und setzte sie in Bewegung. Es kam zu eindrücklichen Demonstrationen und in Gestalt der «Aktion Selbstschutz» zur Gründung einer beachtlichen Bürger/innen-Initiative, die während mehrerer Jahre aktiv war und verschiedene Vorhaben der chemischen Industrie genau unter die Lupe nahm. Es war dies auch die Geburtsstunde der Grün-Alternativen Partei, die eine wichtige Rolle bei der Entstehung der Basler Grünen spielte.

Ausgelieferte Laien

Unter dem Druck der wachsenden Empörung sah sich die Konzernleitung der Sandoz genötigt, den Dialog mit der Öffentlichkeit zu suchen. Und schliesslich regten sich auch die etablierten Parteien und einigten sich darauf, ein Chemie-Inspektorat zu schaffen. Aus diesem Vorhaben entstand schliesslich die heutige Kontrollstelle für Chemie- und Biosicherheit beim Kantonalen Laboratorium.

In den 30 Jahren, die seit der Brandnacht vergangen sind, hat sich die chemische Industrie in unserer Region stark gewandelt und sich vor allem auf Pharmaforschung und Biotechnologien konzentriert. Welche Risiken damit verbunden sind, kann ein Aussenstehender nur schwer abschätzen.

Auch das ist ein beunruhigender Aspekt der «Risikogesellschaft»: Dass wir Laien ohne entsprechende Kenntnisse gar nicht in der Lage sind, ein Risiko richtig einzuschätzen und entsprechende Massnahmen zu fordern, bevor es zur Katastrophe kommt.

tageswoche.ch/+wo6ae

×

Ulrich Beck: «Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne», Edition Suhrkamp.

Im Winter wird es auch in Südfrankreich kälter.
Dann wärmt es sich nirgends besser auf als im Museum.

Von der Meeresbrise zu den Römern getragen

von Martin Stohler

Es gibt sie noch, die Tage mit goldenem Sonnenschein, doch die Schatten werden länger und den Spaziergängern am Rhône-Ufer in Arles bläst ein kühler Wind ins Gesicht. Schon bald wird es den Touristen an den Tischen vor den Cafés und den alten Männern auf den Bänken im Jardin d'Été draussen zu kalt sein.

Die Marktfahrer sind warm eingepackt, für sie gibt es keine Winterpause. Jeden Mittwochmorgen verkaufen sie Lebensmittel, Kleider und Haushaltswaren aller Art am Boulevard Emile Combes, und am Samstag gibt es am Boulevard des Lices einen noch grösseren Markt. An diesem sind auch Schmuck, Bücher und allerlei Antiquitäten zu finden.

Eigentlich sind es aber nicht wirklich die Märkte, die uns nach Arles gelockt haben. Uns reizt mehr die Architektur. Wir wollen das römische Amphitheater sehen und die Kirche Saint-Trophime.

Der Kreuzgang dieser Kirche ist ein wahres Juwel. Die Kapitelle der Säulen sind mit Szenen aus der Passion Christi und aus Heiligengeschichten geschmückt. Eines der Kapitelle zeigt ausserdem, wie

die heilige Martha dem Rhône-Monster Tarasque den Garaus macht.

Die schmalen, zum Teil verwinkelten Gässchen Arles' laden zum Flanieren ein. Immer wieder gibt es hübsche Details zu entdecken; hier und dort blättert zwar die Farbe ab, aber das scheint kaum jemanden zu stören.

Wer auf dem Spaziergang zu frieren beginnt, dem bieten zwei ganz besondere Museen eine interessante Möglichkeit, sich wieder aufzuwärmen. Ein Besuch empfiehlt sich aber auch, wenn draussen keine kalten Regentage warten.

Erinnerungen an den Handelsplatz

Da wäre zum einen das Musée départemental Arles antique. Dieses präsentiert in einem grosszügigen, modernen Gebäude reiche Funde aus der Region, die aus der Zeit der alten Römer stammen. Die hohe Qualität der Plastiken und der Mosaik

erinnert daran, dass die Rhône-Stadt einst ein bedeutender und ziemlich reicher Handelsplatz war. Eine gute Vorstellung davon vermittelt auch das riesige antike Lastschiff, das vor wenigen Jahren in vier-einhalb Metern Tiefe in der Rhône entdeckt und nach der Bergung aufwendig konserviert wurde.

Näher an die Moderne führt das Musée monument Réattu, das zweite Museum. Wenn der Himmel bedeckt ist, umgibt eine düstere Atmosphäre den zweiteiligen Bau. In seinem Inneren beherbergt dieser neben klassischen und zeitgenössischen Kunstwerken 57 Zeichnungen Picassos. Der Künstler hat sie dem Museum im Jahr 1971 geschenkt. Sie zeigen den Maler und sein Modell in immer neuen Variationen und bezeugen die ungebrochene Schaffenskraft und Lebenslust des Meisters in seinen letzten Jahren.

tageswoche.ch/+aerxf

×

Antike Architektur: das Amphitheater von Arles.

FOTO: MARTIN STOHLER



Ansehen

Die römischen und mittelalterlichen Monumente und zwei Museen mit dem Billet multi entrées.

Verspeisen

Das Tagesmenü in der Grande Brasserie du Waux Hall, 8 Boulevard des Lices, oder etwas Kleines abseits der touristischen Trampelpfade im Café de la Paix an der Place Voltaire.

Ausfliegen

Mit dem Autobus nach Saintes-Maries-de-la-Mer oder zum Parc ornithologique de Pont de Gau (liegt an der Busstrecke).

Unterkommen

Im Hotel «De l'Amphithéâtre». Unter arlestourisme.com ist ein ausführliches Hotelverzeichnis zu finden. Aber Achtung: Einige Hotels machen von November bis März Winterpause.

Kreuzworträtsel

portugiesische Atlantik-inseln	Dienststelle der Zollbehörde	er ist genauso ein Chef	Sonnenstube der Schweiz	clever	beliebte Süsseigkeit an dr Mäss	klassisches Gesangsstück	mit Wind bringt es Boot in Fahrt	knapper Absender	trichterförmige Öffnung b. Vulkanen	man nennt sie auch Butterblume
11										10
chem. Zeichen f. Osmium		eingegrenztes Gebiet	Golf: Fachbegriff bei Schlägen	1			Autokennzeichen v. Losone	kurzer Samstag	Abk. f. Industrieland	
4				engl.: Riten				span.: Onkel		
								FCB-Goalie, Vorname		
Landschaft, im Norden von Basel		.e.f = ringförmiges Schmuckstück	stark ansteigend					Schweizer Nationalheld	3	
folgt auf Gebet								oder, sagt der Brite	bestimmter Artikel in Frankreich	8
wo Kühe schlafen		fetter, langer Fisch	unklar, ob Niete oder nicht					Niederschlag in Form von Eiskörnern	Top-Level-Domain d. Libanons	
Stadt i. Südfrankreich	durch Erfahrung erworbene Fähigkeit	Doppelvokal						beliebte Hunderasse	Hirz... ist Basler Quartier	Umlaut
9								lautmalend für Glockenklang		
vorderster Teil eines Schiffes	weich gekocht	chem. Zeichen f. Barium	das A ist z.B. einer			Binnenstaat im südl. Afrika	steif, un-nachgiebig	war franz. Formel 1-Rennfahrer	Segeln: Ausdruck b.d. Wende	
		Wind an d. Adriaküste der James, Geheimagent				Lärm, Krach				Protestkundgebung
man raucht ihn z.B. in der Pfeife					1,6 Kilometer ergeben eine	2			dt. TV-Station	der Carell, war TV-Entertainer
				schlimm, so ein Traum						
				kurz f. Internet Explorer			fettfreies Kosmetikum		erst kürzlich hergestellt	
Überweisung von Geld	Fluss in Afrika				Schwerttülle				Kleidungsstück	
darin gedeihen Blumen	5				an dieser Stelle		dieses Moll ist Tonart	6	it.: wir	



Museum Tinguely
Basel
Musikmaschinen /
Maschinenmusik
19.10.2016 –
22.01.2017

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 09.11.2016. Lösungswort der letzten Woche:
WARENMESSE



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Fanny Pestalozzi



Auflösung der Ausgabe Nr. 44

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 45;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong, Andrea Fopp,
Elin Fredriksson (Praktikantin),
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Simone Janz (Praktikantin)
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

**Bewahren Sie diese
Zeitung sorgfältig auf.
Sie ist die einzige
Schlafunterlage
für Sie und Ihre
kleine Schwester.**

**Traurige Realität für Millionen Opfer
von Kinderhandel und Ausbeutung.**



**Jetzt per SMS Fr. 20.– spenden:
tdh 20 an 488.**



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

tdh.ch



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

PIMP YOUR CHRISTMAS DINNER WITH RK'S CHRISTMAS LOOPS!

Grüezi miteneand!
Speziell für die Weihnachtszeit bin ich mit dem musikalischen Programm «Pimp your Christmas Dinner with RK's Christmas Loops» unterwegs. Und zwar interpretiere ich Songs mit passendem Inhalt zur weihnachtlichen Stimmung mithilfe der Loopstation, dem Synthesizer und meiner Stimme. Ich würde mich freuen, Ihr Weihnachtsessen oder Ihren Apéro mit meinen Christmas Loops humor- und stimmungsvoll zu ergänzen.

FRISCHE BIO-BAUMNÜSSE UND ÄPFEL

Zurzeit verkaufe ich frische Bio-Baumelnüsse, 500 g für Fr. 2.50 und Äpfel das Kilo für Fr. 1.50.

MERIDA ALBONTECH LX TOP- ZUSTAND

Wunderschönes und gepflegtes Merida Albontech mit kompletter LX-Ausstattung. Wurde Anfang der 90er beim Traditionsengeschäft Hild in Freiburg gekauft und seither wenig gefahren, da Zweitrad. Das Rad befindet sich optisch wie auch technisch in einem hervorragenden Zustand. Schaltwerk, Schalthebel, Umwerfer, Kurbel und Bremsen sind Shimano Deore LX und funktionieren alle einwandfrei ohne Mängel. Die Schwalbe-Black-Jack-Bereifung ist nagelneu, inklusive Satteltasche.
Preis: Fr. 260.–.

HERMES FÜR DEN SCHRIFTSTELLER MIT FREUDE AM MECHANISCHEN

Eine originale Hermes Baby zu verkaufen.

GROSSER TISCH FÜR ZWEI ARBEITSPLÄTZE, KONTORTISCH

Der Kontortisch aus Eiche ist mit grünem Linoleum belegt und hat vier Schubladen.
Preis: Fr. 200.–.

AB 1.1.17 MITBEWOHNERIN IN HAUS GESUCHT

Ich wohne in Miete in einem 5-Zimmer-Haus in Ober-Dornach. Fünf Gehminuten von der Bushaltestelle Museumsplatz. Zu vermieten sind 2 Zimmer (ca. 12 und 15 m²) auf sep. Stockwerk im Parterre, mit sep. WC, 1 Abstellraum und 1 Einbauschränk im Gang. Gemeinsame Küche, Wohnzimmer und Bad-Benutzung, mit grossem Garten.
Miete: Fr. 1200.–, plus Nebenkosten für das Stockwerk
Miete für 1 Zimmer: Fr. 500.–/700.– (klein oder gross)

DOLCE-&-GABBANA-SCHUHE GROSSHANDEL-VERKAUF

Wir bieten eine grosse Menge von Schuhen – Dolce & Gabbana. Die Ware kann in unserem Lager besichtigt werden.
Mindestabnahme: 400 Teile
Menge: 400 Teile
Preise: nach Vereinbarung
Die o/g Ware bieten wir im Namen eines Verkäufers an, der auf unserem B2B-Handelsportal Merkandi verschiedene Artikel aus Restbeständen, Überproduktion, Geschäftsauflösung oder aus Insolvenz anbietet.

SCHÖNE LIEGE ZU VERKAUFEN

Die Liege ist in Top-Zustand. Zusätzlich gibt es noch einen zweiten Belag aus schwarzem Glattleder.
Preis: Fr. 1500.–.